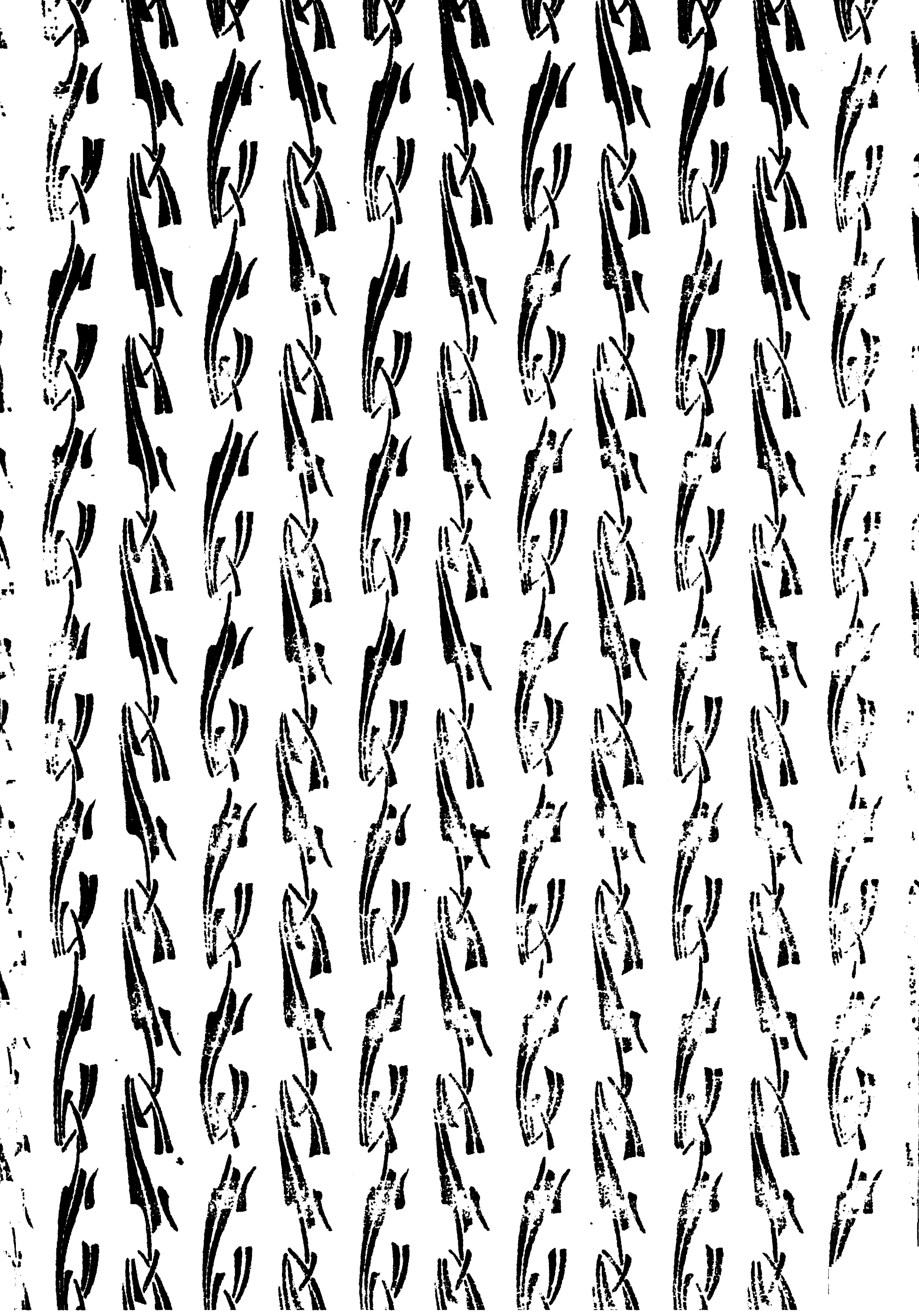
GRAU UND GOLDEN

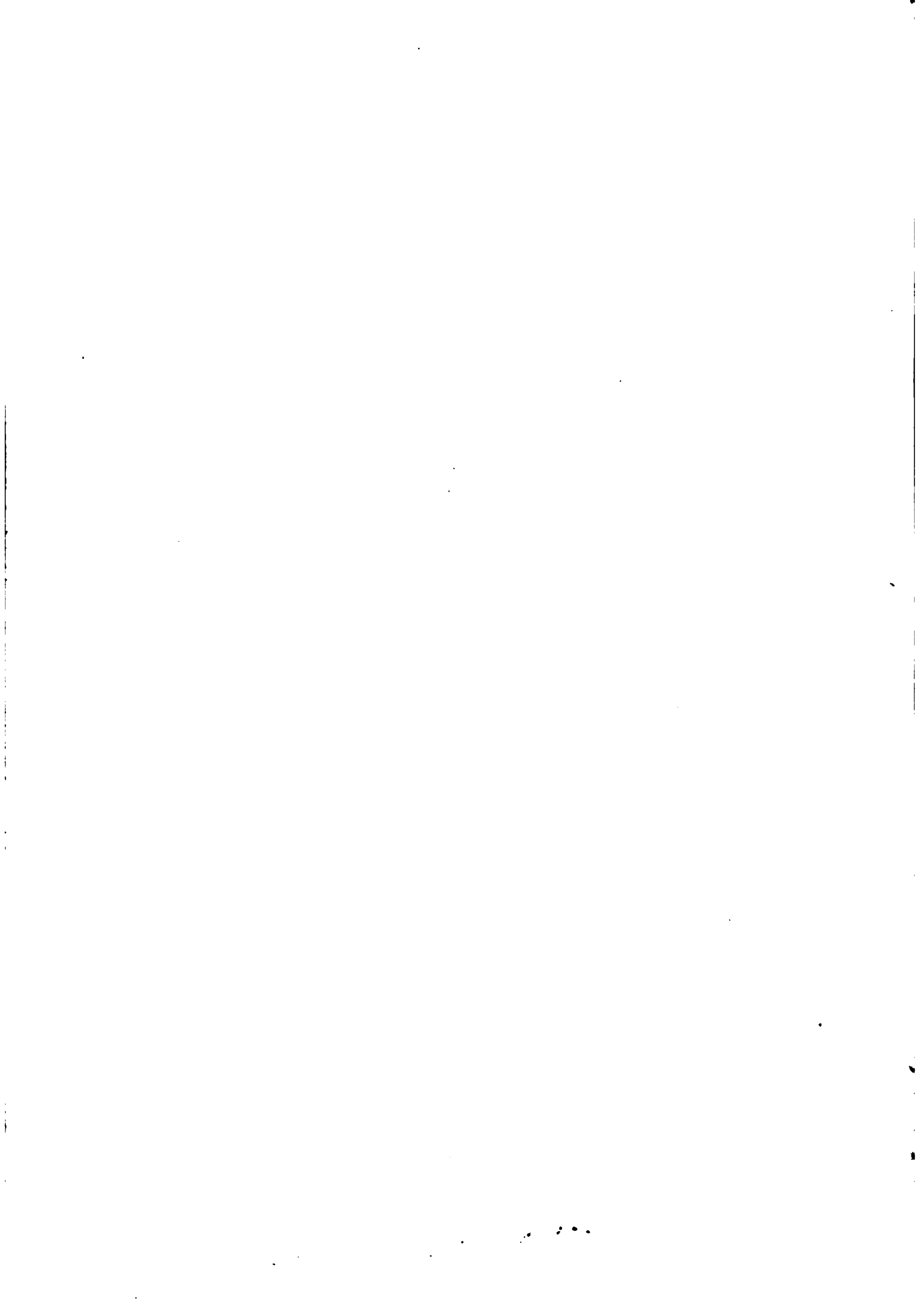
Hamburger Geschichten und Skizzen

von Fritz Stavenhagen



Im Gutenberg-Verlag Dr. Ernst Schultze, Hamburg





Grau und Golden

Hamburger Geschichten und Skizzen von

Fritz Stavenhagen

Mit Buchschmuck

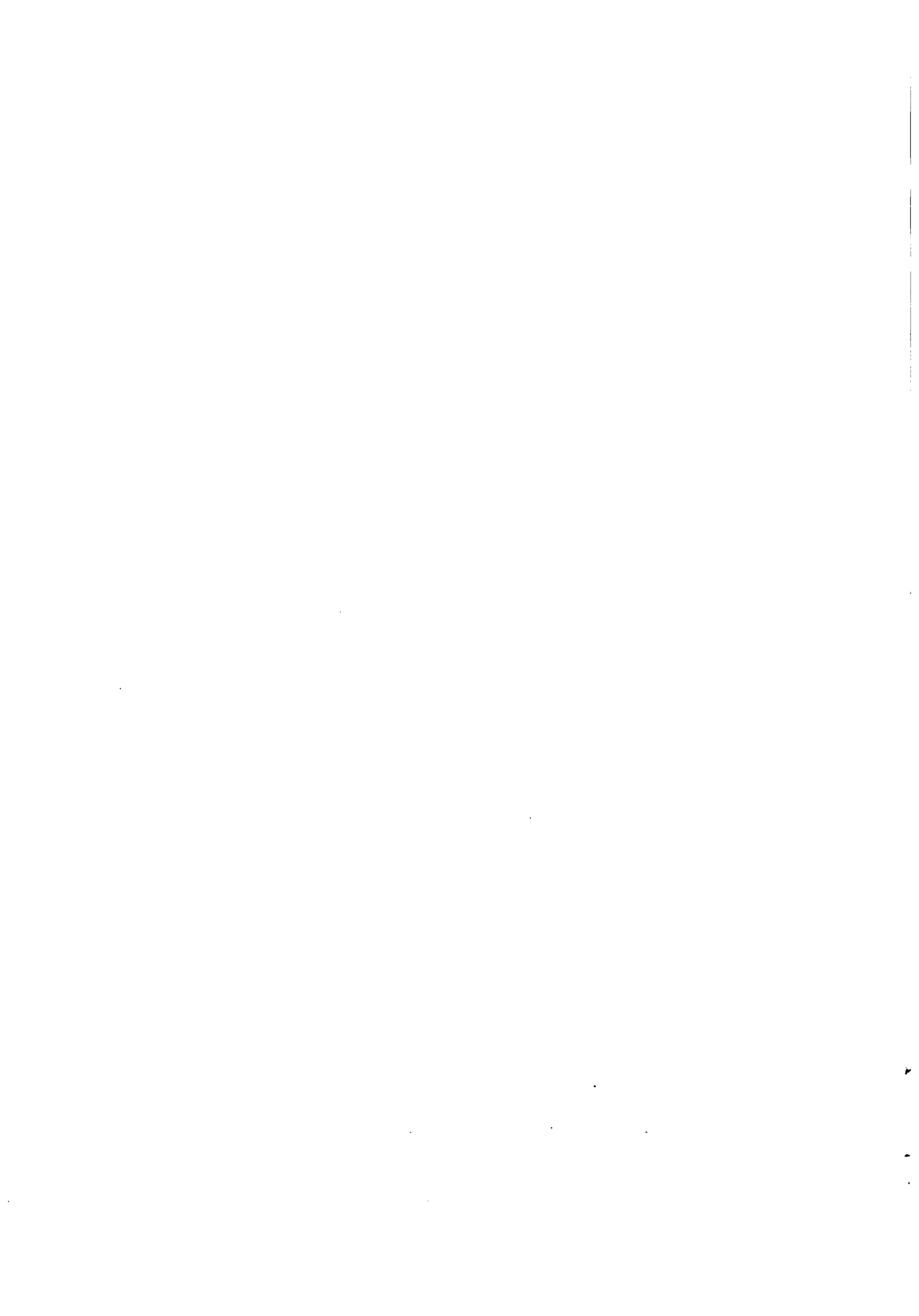


Hamburg
Im Gutenberg-Verlag Dr. Ernst Schultze
1904

Maschinensatz von Oscar Brandstetter in Leipzig

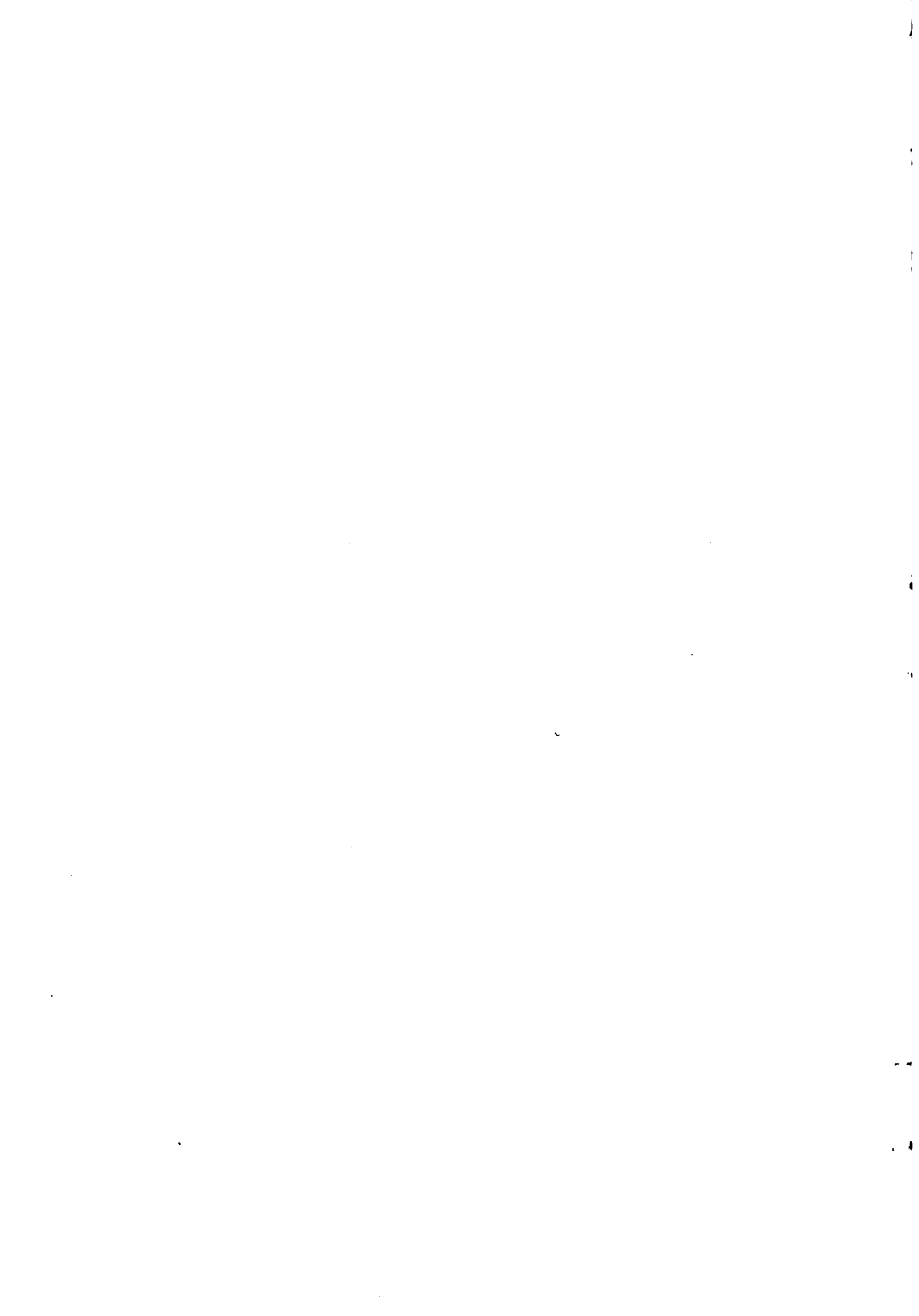
Inhalt.

Die Umschlagszeichnung stammt
von Ernst Eitner in Hamburg



Fischerjugend

Eine Liebesgeschichte





Das weite Schilfmeer, das vom Deich bis nahe an die Fahrrinne des Stromes reichte, hatte wieder einmal Manneshöhe erreicht. Die Halme blitzten in der Sonne, und ein heimliches Flüstern schwebte mit dem leichten Winde über dem Wasser.

Der kleine Hafen lag gedrängt voller Fischerfahrzeuge, Kutter, Ewer und Jollen. Die weitmaschigen Netze waren zwischen den Masten und Wanten zum Trocknen aufgehißt, und niemand schien sich an Bord zu befinden: denn es war Markt in dem Fischerdorf.

Die langgezogenen Orgeltöne von den Karussels und die schrille Blechmusik eines Hundetheaters scholl herüber; aber die aufspritzenden Wellen verschlangen diese Stimmen, und weiterhin auf der kleinen Insel war es still.

Die Insel bildete einen einzigen Werftplatz mit vier Helgen. Auf zweien lagen schwerfällige Ewer,

und auf dem einen ein schlanker Fischerkutter. Aber kein rastloses Hämmern und Hobeln war hörbar, keine tönenden Amboßschläge klangen aus der Schmiede hervor.

Alles wie ausgestorben. Nur der bald stärker, bald schwächer werdende Ostwind spielte am Boden und auf den schwankenden Gerüsten um die Fahrzeuge mit zusammengerollten Spänen, die gleich kleinen Kugeln vor ihm herrollten.

Um diese Stunde des niedrigsten Wasserstandes segelten nur wenige Schiffe auf dem breiten, spiegelnden Elbstrom weit draußen. Aus dem kleinen Hafen — von den Schiffern kurzweg „Loch" genannt — war das Wasser meist heraus. Eine Menge grausandiger Inseln und Inselchen lagen frei, die das schmutzige Grundwasser umspülte, als wollte es sie in sich hinabziehen.

Dicht neben dem leeren Helgen, im Schatten einer weit über das Wasser hinausragenden Weide ward plötzlich eine scheltende Mädchenstimme laut:

„Nee, nee, Hinnick — lat mi tofreeden — du . . .!"

Dann schaukelte eine Jolle unter den überhängenden Zweigen hervor. Das Wasser spritzte auf: ein kräftiges, hellhaariges Mädchen plätscherte mit dem schwereichenen Riemen am Gatt des kleinen Bootes. Sie versuchte eifrigst zu wriggen, brachte es aber nicht fertig. Ihren Zweck hatte sie dennoch

erreicht: aus dem dunklen Blätterversteck ins Sonnenlicht zu kommen.

Sie zog den Riemen ein, warf ihn polternd über die Duchten und ließ sich dann selbst trotzig nieder.

„Du büst tau unnasch hüt. Wat mag di blot in 'e Kron trocken sien? — Wär' ick bloß nich mit di rümfohrt!“

„Ah wat, unnasch!“ warf der junge Fischerknecht dagegen ein: „Dat seggt ji Frugnslüt jümmers, un nahsten könt ji nich 'naug kriegen.“

Er saß auf der vordersten Ducht, spielte mit den Händen in der kühlen Flut und sah lauernd zu ihr herüber. „Do du man recht as son'n Zierpopp; häst de Welt ok nich glieks kennt, as kam'n büst.“

Sie hörte nicht auf ihn und schwieg. Sie schaute wie abwesend nach dem breiten Strom hinüber, wo mit lautem Getut ein Fischdampfer aufkam.

Eine schwüle Wolke lag zwischen ihnen, keiner wagte sie zu durchbrechen. Die melancholischen Töne der großen Karusselorgel klangen wieder deutlich herüber:

„Das Mee—e—er erglä—nzte weit hinaus
Im letzten A—bendscheine — —“

Hinnick sah sich unruhig um: er suchte nach einer Ablenkung.

Da, wie er nach vorn sah, veränderte ein breites Lächeln sein braunes Gesicht: er bemerkte, daß eben Flut eingetreten war und das Boot langsam dem weiten und hohen Schilfmeer entgegentrieb. Da packte ihn der Mutwille, schnell sprang er auf und tat mit dem Riemen ein paar kräftige Stöße auf den Grund.

Schurrend und knirschend schoß das Boot in das auseinanderschlagende Schilf. Kaum zwei Bootslängen wühlte es sich hinein: da saß es wie eingekeilt.

Hinnick rieb sich die Hände vor Vergnügen. Gesa aber ließ äußerlich durch nichts merken, wie erbost sie war. Als er ihr lächelnd zunickte, drehte sie ihm den Rücken zu. Den Ellbogen auf den Bord des Bootes gestützt, blickte sie ruhig in den leicht bewegten, rauschenden Schilfwald: nur ihn nicht merken lassen, wie sie sich ärgerte.

In der Mitte drückte der Bug des Schiffes das Schilf weit auseinander, doch vorn und hinten neigten die Halme schwankend herein.

„Kumm, Gesa, sie nich görig. Schall ick ein'n hebben? Einen man bloß! Heww di doch nich so. Kumm nu."

Als sie noch schwieg, überkletterte er die Ruderbänke und legte seine Hand auf ihren Nacken.

„Gesa — ick denk, dat du mi 'n bitten leiw hest . . ."

Aber sie schüttelte seine Hand ab. „Lat mi tofreeden! segg ick di. Du büst to driest worden in letzt' Tiet. Ick will nicks miehr von di weeten!"

„Blot dorüm nich?" Hinnick wurde ernst, aller jugendlicher Übermut war von ihm gewichen, sein vergnügtes Lächeln verschwunden.

„Öberhaupt nich!" Entrüstet schleuderte sie es ihm entgegen.

Ohne ein Wort zu erwidern, kletterte Hinnick wieder zurück. Er stützte seinen Kopf in beide Hände: das hatte ihn zu tief geschmerzt! Da hörte der Scherz auf.

Aber so wollte es Gesa erst recht nicht gefallen. Ihre schnellen herben Worte wurden ihr leid.

„Hinnick," rufte sie endlich leise, „Hinnick, büst vertürnt?"

Er antwortete nicht. Sein Instinkt sagte ihm sofort: was du bei der nicht durch Bitten erreichst, erreichst du mit Trotz. Und er spann sich immer mehr in seine Ärgerlichkeit hinein.

Gesa ward es jetzt inne: sie hatte ihm wehgetan, sie mußte nachgeben. Sie versuchte es mit Schmeicheleien und Scherzen; sie zwang sich sogar zu einem Lächeln und gab ihm Kosenamen.

„Mien lütt leiw Kruskopp, nu segg mi doch, wat fehlt di?"

Schwerfällig, mit finsterem Gesicht erhob sich Hinnick, trotzig-dumpf warf er ihr die Worte zu:

„Mit de Tied*) hüt nacht gah wi nah buten,**) denn kannst di ja 'n annern seuken. — Vielleicht kam ick ok nich weder." Dann griff er zum Riemen und arbeitete das Boot widerwillig heraus. Er mußte seine ganze Kraft gebrauchen; es war, als hielten die langen, dünnen Schilffinger das bewegungslose Boot umspannt — wie Gesa es wünschte. Sie hätte es lieber noch weiter hineingetrieben, denn nur nicht mit ihm im Bösen auseinandergehen: dann war sie wieder allein, wieder allein und gehaßt!

„Hinnick — Hinnick! Nu wees doch weder got. — Ick — ick . . . Du kannst ja . . ."

„Ick will nicks! — Wi kennt uns nich mehr!"

Das Grausam-Menschliche war in ihm erwacht, und wie sie immer mehr in Demut vor ihm versank, wurde die Wollust nur größer, ihr noch Tritt auf Tritt zu versetzen.

Tränen stiegen ihr auf. Stammelnd kam es von ihren Lippen: „Du weißt doch, Hinnick, dat ick di leiw heww. — Ick do ja alles . . . Wenn ick nu to Hus kam, sleiht mi mien Mudder, wiel ick doch weggahn bün — un ick heww dat doch bloß dien'nhalben dohn . . . All sünd se to Mark gahn, aber ick dörf nich ut de Baud' . . . Un blot, wiel ick kein'n

*) Tied, lang gesprochen: Tiede; zum Unterschied von: Tiet, kurz: Zeit.

**) nach draußen, in die Nordsee zum Fischen.

richtigen Vader heww. — Wat kann ick denn dafför, dat mien Swestern ehr Vader all twei Johr verdrunken wier, as ick kam'n bün? Aber darünner möt ick nu jümmers lieden — ick dörf nich to Markt — ick dörf nich up'n Danzböhn — mi dörft se all slahn un triezen so veel as s' wöllt... un du — du deist dat nu ok ..." Sie weinte still vor sich hin.

„Ah, watt ok! Lat dat Plinsen man nah. Irst wußt du nich, nu will ick nich!" Er stieß zugleich kräftig auf den Grund und brachte endlich den Kahn los; schaukelnd trieb dieser dem Strom ein Stückchen entgegen.

„Du sast aber nich so mit mi sien, Hinnick!" Sie erhob sich entschlossen und ging zu ihm. „Du sast nich so mit mi sien! — As ick hürt heww, du harst ok kein'n Vader und kein Mudder, dunn har ick di leiw, dunn wier mi't, as hürten wi tosam. Un ick will di ja ok jümmers leiw hebb'n, Hinnick. — Kiek mal eins, all de annern hebbt ehr Öllern, wo s' to seggen könn': Vader, ick much man in 'e Kark gahn, un he köfft ein' neies Tüg; oder: Mudder, ick hew Liewwehdag, un de gaud Mudder packt ein' int Bett un leggt ein' heiten Tellern upt Liew. — Wie beiden kön'n dat nüms seggen, denn mien Mudder sleiht mi alle Weihdag mit 'n Knüppel ut. Süh, wi beiden hürt tosam'n, wi möten uns einanner biestahn."

Hinnick hatte den Riemen in die Gaffel am Gatt der Jolle gelegt und wriggte mit großer Kraftanstrengung, denn der Strom wurde mit jeder Minute stärker. Nur langsam kam das Boot dem Lande näher.

„Dat is ja nu all egal. Ick sett di bie 't Stack af, denn geihst du nah Hus un fauderst de Swien."

„Aber ick kam naher weder; nich? Du bliwst doch an Burd? — Hinnick, ick kam ganz gewiß weder, wenn't schummern ward. — Sall ick dat?"

Sie fragte ihn weich und heimlich, mit der bangen Hoffnung auf ein einziges gutes Wort zum Schluß. Er fühlte ihre heiße Hand in seinem Nacken und konnte sich wohl denken, warum ihre Finger so schmeichlerisch in seinem Nackenhaar spielte — aber er zwang sich zur Kälte.

„Mientwegen. — Ick will nahher mal up 'n Salon kieken."

„Nee!" Sie schrie es, und ihre Hand packte fest zu. „Nee, Hinnick, gah nich dorhen; Hinnick ... oder do, wat du wullt!" Sie hatte sich besonnen, aus ihrem Blick sprach eine herbe Entschlossenheit. Schwer ließ sie sich auf den Sitz niederfallen und sah mit zornig zusammengezogenen Brauen über das hundertfältig aufblitzende Wasser.

Auf dem Wege nach Hause machte eine eigene Angst ihren Ärger über den Trotzkopf verschwinden.

Wenn nur daheim nichts passiert war! Wenn nur niemand vom Markt zurückgekommen und bemerkt, daß sie nicht zu Hause geblieben!

Sie lief schneller, langte zitternd den großen Schlüssel durch das kleine Küchenfenster hervor und drehte ihn hastig im Schloß um.

Alles leer, einsam, still, wie sie es verlassen hatte. Ein Zimmer nach dem andern durchschritt sie, nirgend eine Spur, daß jemand hier gewesen. Beruhigt ging sie in die Küche zurück und setzte sich auf die grüngestrichene Holzbank, neben den halbgefüllten Wassereimer.

Da saß sie sinnend eine ganze Weile. Es überkam sie eine große Traurigkeit. Starr blickte sie vor sich hin, ihre Lippen zuckten zuweilen, ein paar helle Tränen standen zitternd in ihren Aughöhlen.

Nun war sie wieder allein, ganz allein. Wie auf dem weiten, einsamen Meere schwimmend kam sie sich vor, um sie das ewige Rollen der mörderischen Wogen. Und der Mast, an den sie sich um Rettung angeklammert, war um ein Stückchen von ihr fortgerissen. Aber sie konnte ihn noch erreichen — und das wollte sie!

Gesa sprang auf, wischte sich über die Augen und ergriff den Wassereimer, um ihn frisch am Brunnen zu füllen. Es ging ihr jetzt alles leichter, flinker von der Hand. Wie sie Feuer machte unter dem schweren Kessel, ihn mit roten

Schweinskartoffeln und Wasser füllte, dann in den Hühnerstall lief, den sie umdrängenden Tieren das Futter streute und die frisch gelegten Eier aufnahm, tat sie alles dies mit einer fast fröhlichen Geschwindigkeit. Und sie lächelte wirklich öfters leicht vor sich hin; sie war sich ja zu sicher, daß sie ihn wiedergewinnen werde! Er soll sie nicht nur gern küssen dürfen, wenn sie beim Schummern mit ihm zusammentraf, sie wollte ihm mit ausgebreiteten Armen entgegeneilen, ihn fest umfassen ... ihn küssen — und dann nicht mehr loslassen: wie man auf dem wilden Meere einen treibenden Mast nicht läßt, der einen einzig retten kann.

Ein solcher Glückstag war für die arme Gesa lange nicht gewesen: denn als ihre älteren Schwestern und die Mutter zum Abendessen heimkamen, hatte ihr Elsabe, die älteste, sogar ein Geschenk vom Markte mitgebracht: ein Stückchen blaues Atlasband. Und die Mutter sagte sogar zu ihr: sie könne sich nachher den Trubel auch einmal ansehen, aber sie solle nicht zu lange bleiben.

Es schien ihr, als seien alle freundlicher zu ihr, als sie es sonst gewesen waren — sie konnte es sich kaum enträtseln und nahm es als gute Vorbedeutung. Der Grund lag jedoch einfach in der fröhlichen Marktstimmung, in der man selbst einem fremden Hunde einen Knochen zuwirft.

Für die Mutter bedeutete Gesa eine lebende Schande, die sie und jeden andern stets an ihre Schuld gemahnte. Darum sperrte sie das Mädchen möglichst von der Außenwelt ab. Daß sich die drei Schwestern, als sie mehr und mehr zu Verstand kamen, über diesen verspäteten Zuwachs ihrer Familie nicht freuten, war verständlich. Aber sie waren keineswegs immer häßlich zu der Willigen und Fleißigen, die ihnen fast alle Arbeit abnahm. Gesa war eben ein geistig stets beschäftigtes, sehr feinfühliges Mädchen: die geringste Äußerung, die oft unabsichtlich von einer der Schwestern gemacht wurde, daß sie doch nur halb hierher gehöre und weniger recht habe, grub sich tief bei ihr ein und machte sie ängstlicher und zurückhaltender, wodurch das Verhältnis immer schlechter wurde.

So war sie solche Gunst, von einer Schwester etwas geschenkt zu erhalten, gar nicht gewohnt und freute sich gerade an dem Tag recht herzlich darüber, wenn auch die Gabe nur gering war. Aber daß sie nun gar mit Erlaubnis der Mutter aus dem Hause gehen durfte, war ihr schier unfaßlich.

Sie konnte vor Aufregung nicht essen: sie dachte nur immer daran, wie sie ihrem Hinnick entgegenlaufen wollte; vom Markt mochte sie nichts sehen.

Als sie endlich das Geschirr abgetragen hatte,

warf sie sich schnell ihr blaßblaues Kleid über, das früher der Elsabe gehört hatte, band sich die Bänder ins volle offene Haar und kam sich vor wie eine reiche glückliche Prinzessin. Den kleinen Streit von vorhin hatte sie natürlich längst vergessen.

Sie drehte sich immer wieder vor dem Spiegel und freute sich, wie ihr das Blau so gut stand. Ihre Wangen hatten sich gerötet, ihre dunklen Augen blickten groß und staunend. Sonst hatte sie es nie bemerkt, daß die Sonne auch in ihre kleine Kammer kam, aber jetzt stand wirklich ein rötlicher Fleck der späten Nachmittagssonne an der weiß getünchten rohen Wand. Das Geranium, welches das zwergenhafte Fenster fast ausfüllte und wie zusammengedrückt erschien, streckte seine lichtroten Blüten verwundert dem geputzten Mädchen entgegen.

Gesa steckte die beiden gekochten Eier zu sich, die sie nicht gegessen hatte, riß noch einige Blumen ab, alles, um es ihrem Hinnick zu schenken, und eilte dann, ohne sich vorerst noch in der Stube sehen zu lassen, hinaus.

Unter derselben großen Weide, unter der sie ihm am Nachmittag aus seiner Umarmung entschlüpft, saß sie nun gegen Abend und erwartete ihn; diesmal nur nicht im Boot, sondern auf der Werftinsel, ein Haufen aufgestapelter rauher Bretter diente ihr als Sitz.

Da hatte sie schon eine Stunde gewartet, die Sonne war da fern an der Mündung des Flusses rotglühend in die spiegelnde Flut versunken, schon zeigten sich Sterne als weiße Fleckchen am weißlich-blauen Himmel, und Hinnick hatte sich noch immer nicht blicken lassen.

An Bord war er nicht, sie konnte den Fischkutter von ihrem Platz aus genau sehen. Erst hatte sie gedacht, er läge wohl in der Koje und schliefe, aber nach einigem Nachdenken sagte sie sich: Nein, er ist nicht in der Koje, denn da kann nicht das Schloß von draußen vor der Luke liegen.

Also war er doch zum Markt gegangen ....

Und dann versank sie in Sinnen: sie grübelte schwer darüber nach, warum sie erst so glücklich gewesen war. Nun stand das zornige Gesicht Hinnicks wieder dicht vor ihr; ein Frösteln überlief sie: keinen Gruß, nicht einmal einen Blick hatte er ihr gegönnt, als sie von ihm heimgegangen.

Wo sollte sie ihn nur suchen?

Sie nahm das blaue Band aus ihrem Haar und zog es glättend durch die linke Hand. Nun war ja doch alles vorbei.

Das Blau des Himmels wurde allmählich dunkler, die Sterne bekamen einen silbernen Glanz, und die Blinklichter mitten im Fahrwasser der Elbe waren mit jeder Minute deutlicher zu bemerken. Ein frischer Westwind, Regen verkündend, war aufge-

stiegen und fegte über den Werftplatz, der in unheimlicher Ruhe dalag.

Sie glitt langsam von ihrem hohen Sitz und schritt schwerfällig über das zertretene Gras, das spärlich zwischen schmutzigen Spänen und Holzstückchen hervorschaute.

Müde, betrübt schritt sie über die Laufbrücke bis zu der glattbodigen Fähre, die mittelst einer schweren Kette von einem Ufer zum anderen gezogen wurde.

Als sie den Kahn zu sich herübergezogen hatte, sah sie sehnsüchtig den Fluß hinunter. Das Wasser war bis dicht an den Deich vorgedrungen, von dem Schilf waren nur spannlange Spitzen bemerkbar. Die Spiegelfläche war leuchtend weiß, es schien, als gäbe der Strom das Licht zurück, das er tagsüber eingesogen.

Weit im Westen bemerkte sie schwere, schwarze Wolken, die langsam, gleichsam mit dem Wasser von Cuxhaven heraufkamen. Es würde also tüchtigen und anhaltenden Regen geben. Sie dachte dabei gleich wieder an Hinnick: es war doch gut, daß er daheim, denn auf der Nordsee mochte jetzt ein unheimliches Wetter niedergehen. Und dann ist die Fischerei ein böses Geschäft.

Endlich stieg sie in den Kahn und zog sich nach der anderen Seite hinüber.

Sie spielte noch immer mit dem blauen Atlas-

band, und ihre traurig fragenden Blicke ruhten beständig darauf. Sie wußte selbst nicht so recht, wohin sie nun eigentlich wollte. Dennoch setzte sie sacht einen Fuß vor den anderen. So schritt sie über den Deich, kam in die Niederung und ging, immer längs der wilden Hecke, den Tönen rauschender Tanzmusik und lustiger Männerstimmen entgegen.

Hinnick wollte eigentlich nur einmal auf dem Deich entlang, zwischen die Budenreihe hindurchgehen. Aber da lockte ihn zuerst das Karussell an: verdammt! er müßte doch den Ring greifen können! Nur einmal wollte er mit herumfahren und den Gaffenden schon zeigen, wie leicht der Ring aus der Holzbirne zu ziehen sei!

Also stieg er auf einen galoppierenden Gaul, der den rechten Hinterfuß schon zur Hälfte verloren hatte und nicht mehr recht Farbe bekennen wollte, und sauste im Kreise durch die Luft, wobei er sich tapfer an den lang geratenen Ohren festhielt.

Als er dann einige Male in die Luft gegriffen, und immer wütender geworden war, langte er so eifrig zu, daß er bald von dem stümperhaften Gaul herabgekollert wäre. Aber er hielt sich zu guter Letzt an dem alten, schmutzigen Holzhals so ängst-

lich fest, daß alles in lautes, spottendes Gelächter ausbrach.

Das war ihm etwas aufrührerisch in die Krone gefahren; er fühlte sich in seinem Heroismus verkannt und versuchte gleich in der nächsten Aalbude von neuem sein Glück.

„Ünner de Söben un över de Veertein!"

Und er warf siebzehn Augen mit drei Würfeln. Da bekam er denn schon ein ziemliches Ende; dafür paßte der beliebte Name „geräucherter Regenwurm" nicht recht mehr.

Er schlug sich den strohbeflochtenen Smuttaal über die Schulter und trollte mit kühn erhobenem Haupte über den Deich.

Nun wurde er natürlich angeschaut und von den Mädchen geneckt, seine erhebende Stimmung wuchs fortwährend; ebenso nahm auch seine Sicherheit zu, er blieb bald keinem der ihn Neckenden eine Antwort schuldig.

Dann setzte er sich in der Harmonie, dem allgemeinen Tanzlokal, fest, aß seinen Aal und trank ein Glas Bier nach dem andern.

Hier ging es, wie immer an einem Markttage, außerordentlich lustig zu. Die Mädchen juchten und kreischten, und die jungen Fischerknechte hatten schon längst ihre Jacken ausgezogen. Sie tanzten in ihren weißen und blauen flatternden Hemdsärmeln, daß ihnen die großen Schweißtropfen im

rot aufgelaufenen Gesicht standen. Aber trotzdem hieß es: „Noch 'n Schott'schen!“ Und der Trompeter hielt wieder sein blinkendes Instrument in die Höhe, zählte: eins, zwei, und bei drei strich und blies alles mit kaum gesammelter Kraft von neuem darauf los.

Der niedrige Saal mit dem freiliegenden Gebälk unter der Decke war angefüllt mit Rauch und Dunst. Die Girlanden von Spargelkraut und Eichenlaub mit Astern und Georginen waren kaum noch zu erkennen, die große Hitze im Saal hatte sie in wenigen Stunden schlaff und welk gemacht. Dazu konnte nicht viel Licht hereindringen, denn die dunklen Wetterwolken kamen immer näher, verdunkelten den Himmel immer mehr, und dann waren die ohnehin nicht großen Fenster von jungen schulpflichtigen Mädchen umlagert. Da ihnen der gestrenge Herr Pastor das Betreten des Tanzsaales verboten, wollten sie wenigstens von draußen zuschauen.

Das Bier und die dumpfe Luft taten denn auch auf Hinnick ihre Wirkung: er winkte einem der tanzlustigen Mädchen, die, einander eingeöst, in einem großen Kreis auf dem spiegelnden Boden standen, stampfte mit seinen schweren Stiefeln einen Schott'schen herunter, und tat dabei, unter lautem Händeklatschen der Burschen, wirklich seine Pflicht. Der Zuersttanzende hatte nämlich den Tanzplatz

von den Mädchen zu säubern, die, um ja einen „Herrn“ zu kriegen, immer weiter in die Mitte drängten. Hinnick tanzte sie einfach um, daß sich die Mädchen mit Gekreisch und Gelächter zwischen die Tische zurückzogen.

Dann nahm er seine flotte Tänzerin mit auf seinen Platz, trank etliche Glas Bier zur Kühlung und war bald im besten Fahrwasser. Es gesellten sich sogar Fischerknechte zu ihm — was für ihn, der er nur als „Koch“*) fuhr, eine Ehre war — die ihn einen Kerl nannten: sonst hieß er Jung.

Sie waren zuerst lustig, wurden ausgelassen, und dann begann das Recken.

Der Fischerknecht Marten wollte durchaus auch einmal mit Elsabe, Hinnicks „Dame“, tanzen, was dieser aber nicht zugeben wollte. Dann reichte Marten dem lachenden Mädchen sein Glas, nachdem er zuvor daraus getrunken hatte. Hinnick nahm es ihr aus der Hand und schob ihr seines hin.

„Hüt möst du ut mien Glas drinken. Ick kann ok noch för di betohlen!“

Marten lachte nur dazu; er tat, als nähme er sein Glas zurück, goß dann aber schnell den Rest seines Bieres in das Glas des Mädchens. Alles lachte, und das Mädchen trank.

*) Koch: auf einem Fischerewer der jüngste der Bemannung, die aus dem Fischer, dem Knecht und dem Koch besteht.

In Hinnick stieg die Wut auf. Aber was sollte er machen? Sie würden ihn ja doch alle nur auslachen. Er trommelte mit den Knöcheln auf die Tischplatte und brummte:

„Lütt' Martens hett den Pudel stohl'n,
Pudel stohl'n,
Den Pudel ut de Pann!
He wull kein Fleisch nich mehr betohl'n,
Nich betohl'n,
Is dat nich Schimp und Schann?
He stünn de ganze Nacht vör Dör,
Vör de Dör,
Bie sien Veronika,
Un speelt ehr alle Stünn wat vör,
Ehr wat vör,
Op sien Harmonika!"

Nun hatte Hinnick die Lacher auf seiner Seite. Er bemerkte mit innerem Behagen, wie den Marten das Spottlied getroffen.

Dieser antwortete auch jetzt noch nicht. Als aber der nächste Tanz begann, zog er Elsabe einfach vom Stuhl auf und legte seinen Arm um ihren Leib.

„Kumm, wi willn danzen!"

Dem Mädchen war es sehr recht; wie allgemein, galt auch bei ihr ein Knecht mehr, als ein Koch. Und sie tanzten los.

Hinnick sah ihnen mit großen, wütenden Augen

nach. Er stürzte den Rest Bier herunter, sprang auf und eilte in den Garten hinaus.

Draußen hatte der Regen schon kräftig eingesetzt. Große schwere Tropfen fielen auf das dunkle Laub der Ulmen und Kastanien. Die Plätze unter den starken Kronen waren längst verlassen worden, und das Wasser lief von den Bänken und Tischen auf die Erde, wo sich schon große Lachen gebildet hatten.

Hinnick trat direkt in den strömenden Regen und empfand die kalten Tropfen angenehm durch das schweißtriefende Hemd.

Bald stieg eine feine Dampfwolke von seinem Buckel auf, die immer stärker wurde, aber er schlich weiter, immer in den lichterhellten Saal schielend, ob er die untreue Elsabe nicht entdecken könne. Barhaupt, mit geballten Fäusten, rachebrütend, schritt er langsam an den offen stehenden Fenstern vorüber, aus denen die heiße, dumpfige Luft des überfüllten Raumes hervordrängte.

Hinten im Obstgarten, nahe dem Elbstrom, saß er in einer dunklen Laube unter dichten Pflaumenbäumen. Verflucht! er hätte dem Marten am liebsten sein Messer zwischen die Rippen gestoßen!

Und wie er mit ihr dahinhopste. Verdammt! Dieses Lächeln auf seinem gemeinen Gesicht! Ha! ihm sollte das dumme Lachen schon noch vergehen! Den dicken Schädel wollte er ihm einschlagen! —

Wenn er auch jünger war, aber so viel Kräfte und mehr wie der Marten hatte er doch.

„Hinnick," klang es leise von seiner Seite, und eine leichte Hand legte sich schüchtern auf sein nasses Haar.

„Hinnick!"

Erschrocken, unwillig wandte er seinen Kopf zur Seite. Da stand Gesa. Das blaue Waschkleid war durchnäßt und klebte an ihren jungen Gliedern. Das hellblonde Haar hing aufgelöst in feuchten Strähnen über ihre bloßen Schultern.

„Wie kummst denn du hierher? — Goh doch noh Hus!" Hart warf er ihr die Worte zu.

Sie besah stumm ihre starren Finger, die von dem vielen Regen ganz weiß, fast durchsichtig geworden waren, warf aber dazwischen ängstliche Blicke auf ihn und blieb am selben Fleck stehen.

„Hest du 't nich hürt? Ick hew seggt, du sast noh Hus gohn. — Wat wullt du överhaupt?"

„Büst du noch bös von hüt nahmiddag? — Ick bün weder ünner de Wied west — bie 't Schummern — 'n Stunns Tiet hew ick up't Holt seten und lurt — aber du büst ja nich kam'n. — — Du kannst aber schön danzen — ick hew seihn, wie du mit Elſ'de danzt hest. — — Segg mal wat, Hinnick."

Sie wagte es wieder, ihre Hand leicht auf seinen Nacken zu legen. So stand sie eine Weile,

zitternd vor Nässe und Kälte, bange, was er sagen würde.

Aber er blieb stumm, das Haupt trotzig auf der Faust gestützt.

Kalter Westwind fuhr durch die Baumkronen und schüttelte die schweren Tropfen von den herniederhängenden Blättern auf sie herab. Vom Strom herauf scholl um diese Zeit des höchsten Wasserstandes unablässig das Tuten der aufkommenden Dampfer und Schlepper. Und aus dem Saale klang die schrille Musik, das Lachen und Kreischen der Burschen und Mädchen.

Nur zwischen den beiden in der engen Laube blieb es still; sie schienen beide nur auf das prickelnde Platzen des auf den Boden und in die Pfützen tropfenden Regens zu horchen.

Gesa neigte sich leise, damit er es nicht merke, seinem Haupte immer näher zu, und dann drückte sie es sanft gegen ihre Hüfte.

Als seine heiße Wange endlich an ihrem feuchten Kleide lag, hob Hinnick den Kopf und sagte ruhig, fast weich:

„Du büst ja dorch natt. Goh doch noh Hus un legg di to Bett. — Wenn du so noch rumlöppst, kannst du di licht dorbi wat upsacken.“

Sie war zuerst erschrocken zusammengefahren und hatte ihn plötzlich losgelassen. Aber als er so gut zu ihr sprach, da stieg es ihr warm in der

Brust auf, und befriedigt lächelnd schüttelte sie das triefende helle Haar zurück.

Sie setzte sich zu ihm, rückte ganz nah und legte ihren rechten Arm um seinen Rücken.

„Nich, Hinnick, du büst nich mehr bös? — Ick hew di ja ok gor nicks dohn. — Wie hew ick up di lurt, ick dacht all, di wär wat passert. — Goh man nich weder noh'n Saal rin. Du möst ja ok möd sien; goh man an Burd*) un rauh di ut. — Du hest uk schön rumspelunkt, ick hew di all dörch't Finster seihn.“ Sie lächelte dabei, denn sie wollte ihm nicht wehtun. Dann setzte sie lauernd hinzu, neugierig, was er wohl sagen würde:

„Danzt Els'be schön?“

„Ach ja, danzen kann se god, — aber se döcht nicks! Se geiht mit jedenein.“

Gesa antwortete darauf nichts, sie schloß nur ihren Arm fester um seinen Rücken und lehnte das Haupt an seine Schulter. Sie fühlte sich glücklich.

Der Regen ging immer stärker nieder, und um die beiden wurde es immer dunkler, immer heimlicher.

„Warum büst du denn nich rinkamen?“ Hinnick richtete sich dabei etwas auf und sah ihr voll ins Gesicht.

*) Der Koch muß als Wache stets an Bord logieren, auch wenn das Schiff einige Tage im Heimatshafen liegen bleibt.

Sie rieb ihre Wange an seiner Schulter und schloß ihre Augen.

„Ick dacht, du wärst mi bös.“

„Dumm'n Snack! warum sull ick di bös wesen? — Hm? segg doch.“ Er legte seinen Arm um sie und zog sie fest an sich. „Segg doch, Gesa.“

„Ick weit ja nich.“ Eng schmiegte sie sich an ihn. —

„Du büst dumm, Gesa! Du büst dumm!“

Er sagte es nur, damit sie es nicht so bemerken sollte, daß er sein Gesicht dem ihren immer näher brachte. Und dann küßte er sie und wiederholte jedesmal: „Du büst dumm!“

Diesmal sträubte sie sich nicht. Sie hatte ihr Haupt auf seine Schulter gelegt, die Augen geschlossen, und ein leichtes Lächeln lag auf ihrem Gesicht; zwischen den fingerbreit geöffneten, blutroten Lippen sahen gesunde Zähne hervor.

So saßen sie eine ganze Weile, alles um sich her vergessend. Hinnicks Lippen ruhten minutenlang auf den ihren, und ihre Hand strich fortwährend liebkosend über seinen Arm.

Da schreckte sie plötzlich ein häßliches Lachen ganz in ihrer Nähe aus ihrem seligen Zustand.

Marten und Elsabe wollten für sich ein verstecktes Plätzchen suchen und hatten nun die beiden dort gefunden, die des starken Regens wegen die Schritte nicht hatten hören können.

„Kieft!" rief Elsabe, als sie sich etwas ausgelacht, ins Saalfenster: „Kieft! Hier sitt uns lütt Hinnick. Wat he sick bloß för 'n nette Brut anschafft het." Und dann lachten sie wieder, und die ans Fenster Geeilten lachten mit, obgleich sie nur ganz schwach ein helles Kleid aus dem Dunkel konnten schimmern sehen. Elsabe war aber nur deshalb am meisten aufgebracht, weil sich Hinnick über ihren Verlust so schnell getröstet hatte. Sie wollte doch noch etwas gelten.

„Sall ick juch nich 'n bitten lüchten?" fragte Marten ironisch. „Ick hew sachts noch 'n Striekholt för juch över." Er holte Feuerzeug aus der Tasche hervor.

„Ah wat, nee!" rief Elsabe wieder dazwischen. „Kumm, Marten, wi will'n 'n Tusch för de beiden blasen loten un se as verlor'n gohn utraupen loten."

Sie zog Marten am Arm, und beide liefen lachend in den Saal.

Hinnick war bei den letzten Worten aufgesprungen, vor Wut keines Wortes fähig. Gesa hatte sich scheu in die tiefste Ecke gedrückt und saß dort bewegungslos.

Wenn man ihn als verloren ausrief, — das wäre ein Spott, der ewig auf ihm sitzen bliebe. Er mußte lustig sein, lachend durch den Saal tanzen, anders konnte er sich nicht retten.

Aber die Elsabe sollte es fühlen! Die Elsabe und der Marten, dies Verbrecherpaar!

Er wollte in den Saal stürzen, aber Gesa, die ihn beobachtet hatte, war schnell aufgesprungen und hielt ihn ängstlich umklammert.

„Goh nich rin, Hinnick! Ji kriegt juch dat Strieden, un viellicht noch dat Slohn. — Hinnick, kumm mit mi hier weg.“

„Lot mi los! Wat weißt du dorvon. — Lot mi los, segg ick di! Du büst ja doch man schuld doran. Wenn du nich so narrsch hier rumseten harst, wär dat all nich komen!“

Doch sie hielt ihn nur um so fester.

„Du dörfst nich gohn, Hinnick. Hür mi doch! Dor kann to licht wat passier'n. — Kumm, Hinnick, kumm! — Ick — ick will ok alles dohn, wat du wullt. Kumm ok!“

Aber im Saal blies jetzt wirklich die Trompete das Signal.

„Weg hier!“ rief Hinnick, und wollte sich losreißen, doch sie hielt ihn zu fest.

Ihre Finger hatten sich in sein Zeug festgekrallt, ihr bleiches Gesicht sah bittend zu ihm auf, und ihre Stimme zitterte vor Besorgnis um ihn:

„Ick hew di ja leiw, Hinnick — bliew bi mi!“

Drinnen ertönte das Signal zum zweiten Male.

Da packte es Hinnick, er schüttelte sie mit ganzer

Kraft von sich ab, daß sie in den Schmutz fiel, und eilte über sie hinweg in den Saal.

Als Gesa am Boden lag, suchte sie ihn noch am Fuß festzuhalten, aber er war zu flink fort.

Sie erhob sich, und ohne erst nach ihrem schmutzigen Kleide zu sehen, eilte sie ans Fenster, um in den Saal zu schauen. Gerade erscholl das Signal zum drittenmal, als Hinnick erschien.

Er klatschte lachend in die Hände. Aber sie konnte wohl merken, wie schwer ihm dies Lachen wurde. Alle wurden auf ihn aufmerksam, der Lärm schwoll immer mehr. Das Ausrufen hatte er sicher vereitelt.

Gesa atmete etwas beruhigter. Sie bog sich über das Gesims, ihre Hände krallten sich inwendig an die Fensterbank fest; so beobachtete sie voll erregter Spannung jede Bewegung Hinnicks.

Aber jetzt! Sie hätte ihm eine schnelle Warnung zurufen mögen, aber das Wort blieb ihr in der Kehle stecken. Ihr Kinn sank auf das Fensterbrett, und angstvoll zitterte ihr Körper.

Er war auf Elsabe zugelaufen, hatte sie dem Marten entrissen und zog sie mit Gewalt, hopsend durch den Saal, dabei das Spottlied von vorhin anstimmend:

„Lütt' Martens hett den Pudel stohl'n,
Pudel stohl'n,
Den Pudel ut de Pann!

He wull kein Fleisch nich mehr betohl'n,
Nich betohl'n,
Is dat nich Schimp un Schann?"

Das entfachte ein Gejohle und Gelächter, daß der Saal erdröhnte. Und Hinnick kam immer mehr ins Zeug. Er wollte seine Rache schon fühlen!

Aber Gesa bemerkte das zornige Gesicht des Marten, der nie viel zu sagen pflegte, aber immer gleich zur Tat bereit war. Sie sah, wie sich seine Hände ballten, und wie er seine Zähne zusammenbiß. —

Hinnick schleppte die sich arg Sträubende, trotz ihres Schimpfens, weiter durch den Saal. Er sang sogar auch auf sie einen Vers, und keinen anständigen:

„Dull Els'be, de har Stuten freeten,
Denn kunn se nich verdaun,
Dunn het se up de Brak . . . . .
. . . ."

Das war aber den halb und dreiviertel Angetrunkenen gerade recht. Nun war Hinnicks Sieg vollständig. Er konnte sich ruhig mit erhobenem Haupte sehen lassen.

Elsabe hatte er endlich losgelassen; und mit Tränen in den Augen, vor Wut und Scham, rannte sie in den Garten.

Nun war Hinnick obenauf. Er rief ihr nach: „Hallo, Els'be, sall ick di lüchten? — Teuw 'n bitten."

Unter mächtigem Fußtrampeln aller Anwesenden eilte er ihr nach. Sie lachten sich nun alle erst ordentlich aus.

Gesa aber hatte noch mehr bemerkt: auch Marten war hinausgestürzt!

Schnell verließ sie ihren Platz und suchte durch das vollständige Dunkel den Weg um das Lokal zu dessen Eingang. Sie war kaum aus dem Obstgarten heraus und in den großen Biergarten gelangt, da hörte sie auch schon Elsabes streitende Stimme.

„Un ick segg di, du lätst mi tofreden, Hinnick! De Streich ward di insolt, dat is ein Deil, wat gewiß is!"

„Du bist't ja nich beder wert! Un för dien' saubern Moschü Urjan sünd wi ok noch nich bang."

Er hatte eben diese Worte gesprochen, als ein dumpfes Grunzen folgte, dann ein Tumult, kräftige Schläge fielen, und endlich ein Brechen von Zweigen tief im Gebüsch.

Nichts war zu sehen, tiefe Finsternis umhüllte alles. Kein Wort wurde gesprochen, nur einmal ein unterdrückter, warnender Ausruf Elsabes: „Marten!"

Gesa lief voll der schrecklichsten Erwartung zu der Stelle; aber sie fand nicht gleich etwas. Sie fühlte mit dem Fuß über den Boden hin: nichts. Dann drang wieder lautes Gelächter aus dem Saal herüber; sie hörte Rufe: „Hallo, Els'be!"

Sie warf sich auf die Kniee und suchte kriechend den ganzen Fleck ab. Ihre Augen füllten sich von neuem mit Tränen, ihr Haar schleppte über den schmierigen Boden: sie fühlte nichts als den nassen Schmutz, der sich in einer dicken Schicht um ihre Hände legte.

Endlich, als sie weiter ins Fliedergebüsch gekrochen war, faßten ihre Finger einen Körper. Sie sah nicht, wer es war, aber sie wußte doch, daß es nur ihr Hinnick sein konnte.

Die große Erregung, die Anspannung hatte ihr Kraft und Stimme genommen; gebrochen fiel sie auf den Daliegenden und preßte in erstarrtem Schmerz ihr Gesicht gegen das seine. Kein Laut kam über ihre Lippen, nur ihre Brust rang mühsam nach Atem, ihre fühllosen Finger bohrten sich zitternd in den Erdboden.

So lag sie eine Weile, ehe sie wieder recht zur Besinnung kam.

Es regnete mit unverminderter Heftigkeit; vom Gesträuch fielen die großen Tropfen platschend auf sie nieder, wenn der Wind hindurchfuhr. Im Saale spielten sie einen verrückten Galopp; die rasende Musik, das wilde Stampfen und Schleifen drang bis heraus. . . . Gesa hob endlich den Kopf, horchte und wußte im ersten Augenblicke nicht, was mit ihr geschehen war. . . .

Doch dann umklammerte sie den Kopf ihres

stumm daliegenden Hinnick und küßte stürmisch sein kaltes Gesicht, und endlich merkte sie auch, wie es warm an der Stirn, dicht unter seinen Haaren, hervorsickerte und über die Schläfen hinablief.

Schnell war sie aufgesprungen und eilte zum Strande. Ihr blaues Kleid hatte weißes Futter; also riß sie ein Stück herab, wusch es im Strom ordentlich aus und eilte mit dem nassen Stück Zeug wieder zu dem Besinnungslosen.

Sie wusch ihm die Stirn und das Gesicht, riß wieder ein Stück Futter aus ihrem Kleid und verband seinen Kopf, so gut es ihr gelingen wollte. Zeug hatte sie zu der Binde wirklich genug verwendet.

Sollte sie nun eilen und Hilfe holen? Aber sie mochte ihn keine Sekunde verlassen. Sie hoffte, daß er jeden Augenblick erwachen würde.

Und sorgend über ihn gebeugt, rief sie seinen Namen: „Hinnick!“ und immer wieder: „Hinnick!“

Endlich war es ihr, als bewege er seinen rechten Arm. Nun schüttelte sie ihn und schrie: „Hinnick!“

Da antwortete ihr ein staunendes, fragendes „Hm?“ Und er legte sein Haupt auf die Seite.

„Hinnick, is di n..ch nich 'n bitten beder? — So antwur mi doch, mien Hinnick.“

„Wat? — wat is?“ kam es schwach von seinen Lippen. Er hatte das Haupt etwas aufgerichtet,

doch ließ er es gleich wieder sinken und stöhnte: „Uh, mien Kopp."

Sie legte ihren Arm unter seinen Rücken und suchte ihn etwas zu heben. Dabei stieß ihr Knie gegen seinen rechten Arm, da entrang sich wieder ein Schmerzenslaut seinem Munde.

„Deiht dat di hier ok weih, Hinnick?" Sie betastete vorsichtig seinen Arm, und richtig zuckte er zusammen, als sie kurz über den Ellbogen kam.

Er wand sich vor Schmerz und richtete sich auf, mit der Linken nach der Wunde greifend. „Verflucht! Deiht dat weih!" Ihm wollten Tränen aufsteigen, aber er kämpfte sie tapfer nieder.

„Kumm, stoh up, Hinnick! Kom mit noh mien Hus, ick will Mudder beden, dat se di bi uns hüt nacht slopen lät. — Kumm up."

Er war verwirrt, als sei er plötzlich aus einem tiefen Schlaf gerissen. Nur mit großer Anstrengung gelang es ihm, sich aus dem Gebüsch zu arbeiten. Erheben konnte er sich schon gar nicht allein, da mußte ihm Gesa mit ihren nicht geringen Kräften helfen.

„Sall ick di ok den Arm verbinn'n?"

„Nee — lot man —" Ihm wurde selbst das Sprechen schwer.

Langsam gingen sie nun den Damm hinauf. Alle paar Schritt mußte Hinnick Atem schöpfen.

„Wist du mit noh mien Hus?"

„Nee. — Ick goh an Burd."

„Womit het he di slogen?"

„Ah, de verdammte Kerl! — Krieg ick denn bloß mal twischen de Finger! — Dat mut 'n Slagring wesen sien oder sünst 'n Stück Isen. — Lop doch nich so."

„Nee, nee."

Sie hatte ihren Arm um ihn geschlungen und brauchte ihre ganze Kraft, ihn zu stützen, sie hätte ihn am liebsten getragen. Hätte sie ihm nur die Schmerzen abnehmen können!

Es dauerte eine ganze Weile, ehe sie beim Steg anlangten, wo das Boot lag. Sie war ihm behilflich beim Einsteigen, machte das Tau los, legte den Riemen in die Wrickrampe und wollte abstoßen. Aber Hinnick hielt es noch mit seiner linken Hand zurück.

„Du möst doch erst utstiegen, Dern."

„Ick kann di doch nich in dissen Tostand allein loten! Nee, Hinnick, dat dörfst du mi nich an Sinn sien."

„Aber wie wullt du denn weder röber kamen?"

„Dat lot man mien Sorg sien. Irst möt ick di to Rauh weten. — Dor ward denn woll sachts ein komen, de mi eben röbersett."

Hinnick konnte das Boot nur mit der linken Hand regieren, und da hatte er denn mit dem Strom seine liebe Not. Der rechte Arm hing schlapp

am Körper nieder, dickes Blut lief über die Hand und tropfte von den Fingern herunter. —

In der Kabüse waren sie endlich im Trocknen. Hinnick ließ sich, als er Licht angezündet hatte, sogleich ermattet in die Koje fallen und schloß die Augen.

Das griff Gesa bis ans Herz. Nun brach die Tränenflut los, die sie so lange mühsam zurückgehalten. Sie warf sich weinend über ihn und sog und küßte dann ihre eigenen Tränen von seinem blassen Gesicht.

Aber sie kam bald zur Besinnung und sagte sich, daß hier mit Schreien nicht zu helfen sei. Sie zwang ihn, den rechten Arm zu entblößen. Da es ihm aber des Schmerzes wegen unmöglich war, ihn aus dem Ärmel zu ziehen, mußte sie den blauen Flanell aufschneiden.

Dicht unter dem Muskel hatte er eine tiefe Wunde. Das Blut war rings herum schon zum Teil schwarz und geronnen, nur aus der Mitte quoll es noch immer frischrot hervor.

Sie holte einen Eimer Wasser und reinigte und verband auch diese Wunde.

Hinnick ließ alles ruhig mit sich geschehen. Er schaute mit halboffenen Augen sinnend ins Licht. Ihn hielt eine wohlige, traumhafte Stimmung umfangen. Wann in seinem Leben hatte ein weibliches Wesen so um ihn gesorgt? Wann hatten ihm zarte

Mädchenhände so zart und liebkosend über die Wangen gestrichen?

Und dieses Glück hatte er auf dem Wasser! Ein geborener Schiffer fühlt sich nicht recht wohl auf dem Lande. Er konnte sich sogar einbilden, sie seien auf hoher See, denn die aufgeregten Wellen schlugen mit dumpfem Plumpplump gegen die Schiffswände. Nach dem Regen war ein heftiger Wind aufgestiegen und rumorte in der Takelage; das pfiff und heulte, und die Windfahne hoch oben am Hauptmast piepte dazwischen.

„Du büst bit up't Fell natt, Gesa, du möst di wat Dröges antreggen."

„Ach, dat lot man. Wenn du di man erst 'n bitten beder feuhlst." Sie legte ihr Haupt sanft auf seine Brust.

„Mi is god to Maut. Aber du kannst in dat quutschige Tüch nich blieben, du sackst di 'n böse Krankheit op." Seine Linke strich über ihr nasses Haar. „Dör ünner in'e Bucht liggt noch Flanellhemden, hol se mol rut."

Sie wurden zusammen wie Kinder. Das Außergewöhnliche ihrer Lage hatte jede Begierde getötet. Wie zwei glückliche, unschuldige Geschwister standen sie zusammen und vergaßen die ganze Welt, die außerhalb des Schiffsraumes lag: eine Welt, die sie verurteilte!

Gesa warf ihre Kleider ab und hing sie über

die Leine zum Trocknen. Sie zitterte vor Frost, ihre Zähne schlugen zusammen, schnell rieb sie ihren Körper trocken und zog das dicke blaue Wollhemd über. Dann wollte sie zunächst in dem kleinen Ofen Feuer anlegen, aber Hinnick forderte, daß sie sich zuerst noch seinen Rock überziehe. Dazu stieg sie in des Fischers langschäftige Wasserstiefel und schritt in possierlicher Gangart den kleinen Raum auf und nieder.

Darüber mußte Hinnick nun doch lachen, obgleich ihm der Kopf dabei wehtat. Und sie freute sich über sein Lachen so sehr, daß sie gleich zu ihm lief, ihn mit beiden Armen freudig lachend umfing und bald die linke, bald die rechte Wange heftig gegen sein Gesicht preßte. Dann schaute sie ihm eine Weile in die Augen, schüttelte den Kopf, daß ihr loses Haar hin und her über sein Gesicht strich, lachte wieder hell auf und drückte ihre Nase so lange auf die seine, bis er den Kopf zur Seite wandte.

Dann versuchte sie Feuer anzulegen, aber es wollte nicht brennen; sie stopfte einen Haufen Holz hinein in den Ofen und riß ein Zündholz nach dem andern an. Es glimmte wohl, aber es brannte nicht. Sie steckte Papier hinein, das flackerte auf, aber nachher lag alles wieder wie tot.

„Lot dat man sien, wat quälst di dorbi af. Ick hew gestern Deck schürt un alls up 'Hupen packt, viellicht liggt wat up 'n Schosteen."

„Denn schall ick nicks anmoken?"

Hinnick drückte sich tief in die Ecke, um für Gesa Platz zu machen.

„Nee, lot man — kumm man. Dat räukert uns blot de Baud vull. Kumm man, dat warm warst."

Gesa lag auf den Knieen vor dem kleinen Ofen und sah mit großen, sinnenden Augen in die aufflackernde Flamme; wenn eine Papierkugel verkohlt in sich zusammensank, drehten ihre Hände mechanisch eine neue und entzündeten sie an dem sengenden Holz. . . .

. . . Wäre es nicht gerade gut, wenn sie hier zusammen verräucherten — erstickten? — Was würde ihr der nächste Tag bringen? Von der Mutter Hiebe und Lästerung! Von den Schwestern schmerzvolle Sticheleien und Kränkungen! Von allen anderen Schmähungen und Spott! — Ach! lieber sterben! — Ja! ... würde morgen Hinnick nicht doch wieder mit Elsabe oder einer andern scherzen und tanzen? Und sie, sie darf es dann wieder aus einer dunklen Ecke zermartert mit ansehen . . .

Nein! — —

Jetzt kam wieder Leben in ihren Körper; mit beiden Händen stopfte sie Papier, Holz und Lumpen in den Ofen.

Sie wollte sterben! sterben! — und mit ihm!

„Kumm doch!" klang es wieder aus der Koje.

Da sprang Gesa auf, schleuderte die schweren Stiefel von den Füßen, daß sie bis unter die Decke flogen, ließ ihren Rock auf die Erde gleiten und kletterte zu ihm hinein.

Noch einmal blickte sie sich um; aber das Feuer im Ofen brannte, brannte lichterloh.

Dann preßten ihre Arme seinen Kopf krampfhaft an ihren jungen Busen . . . .

. . . Am nächsten Morgen, als der Fischer an Bord wollte, sah er schon vom Deich aus, wie grauer Rauch zwischen den Ritzen der Luke hervordrang. Da Hinnick auf sein Rufen nicht erschien, nahm er ein fremdes Boot und ruderte schnell hinüber.

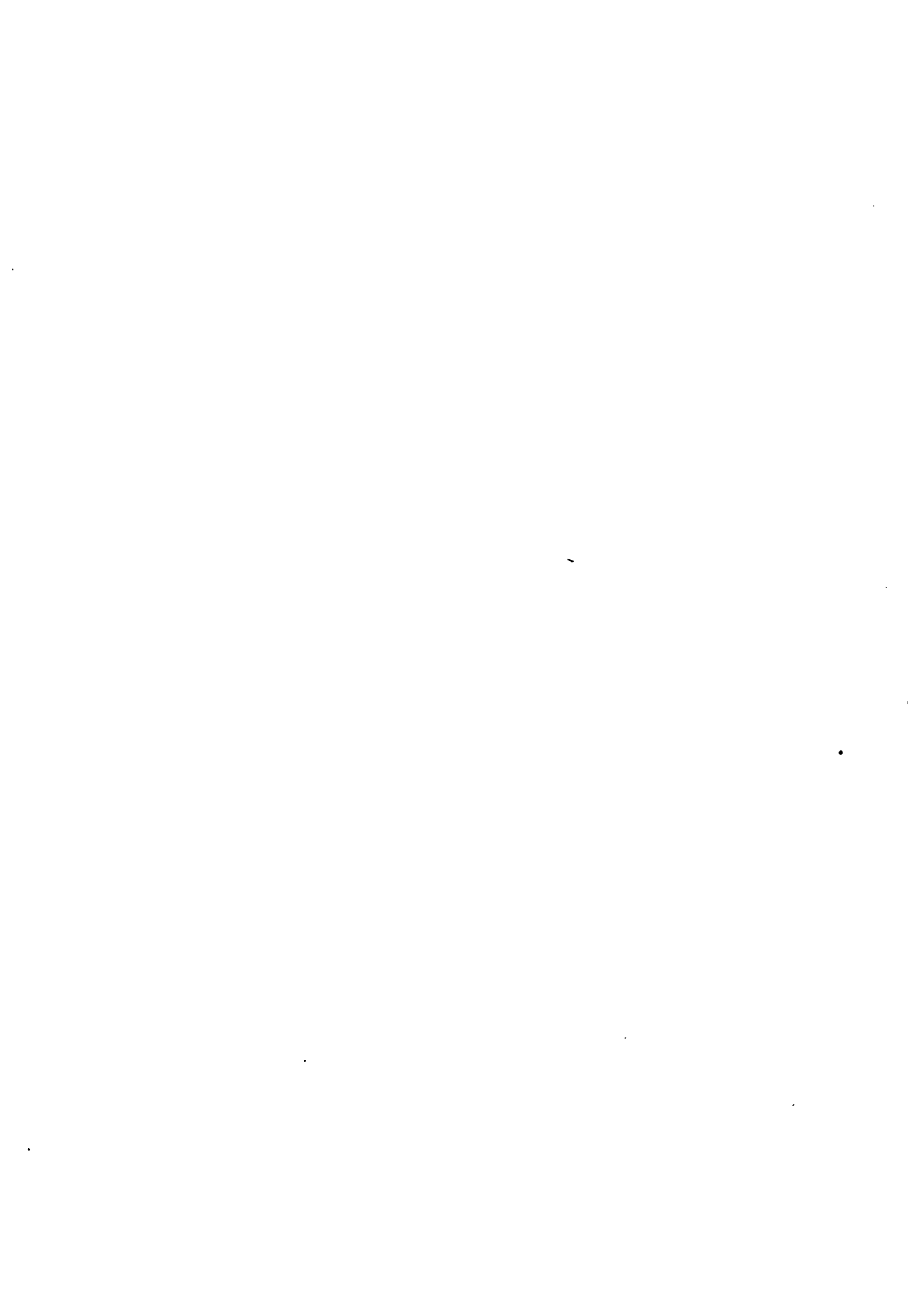
Als er die Luke geöffnet und der Rauch sich etwas verzogen hatte, fand er Gesa und Hinnick erstickt in der verräucherten Koje liegen.

Sie hielten sich beide fest umschlungen.



Der Jollenführer

Hamburger Skizze





In der niedrigen, dumpfen Gaststube einer Taverne an den Kajen saßen Fischer, Jollen- und Ewerführer. Meist wind- und wetterharte Gestalten mit starkem Nacken und Fäusten, die das Leben zu meistern verstanden.

Eben hatte der dicke Wirt — wie immer, halb betrunken — eine gepfefferte Schmugglergeschichte erzählt und wiederholte den letzten Satz seiner Erzählung wohl ein Dutzend mal, stets selbst darüber lachend: „Ick segg jo: mit denn ein'n verteurnst di, un denn annern sleist opt Dog!"

„Jansen! Jansen!" rief einer der Gäste den Wirt, dessen Gelächter kaum zu übertönen war: „Jansen! Un is dat nie rutkomen?"

„Nee, nee! mien Dag nich. Dorto hebt de Herrn veel to veel lernt! Sowat kummt nich rut. Ick segg jo! mit denn ein'n verteurnst di, un denn annern sleist op't Dog." Und wieder lachte er, daß er sich mit beiden Händen an der Toonbank halten mußte.

Die Gäste lachten mit und gossen in ihrer Lustigkeit voll Behagen gleich den ganzen Grog

hinunter. Dem Wirt aber verging das Lachen sofort, wenn er leere Gläser sah, und im Einschenken hatte er eine fabelhafte Geschicklichkeit. Er verstand eben sein Geschäft.

„Sowat geiht hier ober nich an. Hier lot se sick nich so licht anmeiern."

„Hoho! Ebensogot! Dor möt man de richtige Kerl kom'n, de 't versteiht." Der Jollenführer Siemsen sprach es mit deutlicher Geberde zum Fischer Teckelnburg hinüber.

„Wat? Du? Holldi Jung! — Du smuggelst ok nich 'n vörn Groschen Kautabak dörch, dat segg ick di! Hier stoht se di Mann an Mann mit 'n Konstoblerblick op 'n Ponton un seiht all op teihn Schreet, dat du wat to vertolln hest."

„Jo, wenn ick 'n Fischer wär, ober so . . ."

„Na, na, speel di man nich op. Dohn is 'n Ding, snacken könnt wi all!"

„Jo!" fiel ein anderer dazwischen: „so is 't, snacken könnt se all; jeder will all mol wat rinsmuggelt hebben, un all hebt se sick 'n neien Rock dorbi antrocken, bloß wie kriegt em nie toseihn."

„Un ick segg juch: morgen hol ick 'n Demjonn mit Rum ut 'n Freihoven un bring em unvertollt hierher!"

„Siemsen krigt dat farrig!"

„Jo, jo! — Ick segg juch: Siemsen krigt dat farrig!" Damit setzte sich der Wirt wieder zu ihnen

an den Tisch. „Dat is 'n Kerl wie Appelmaus, he backt Pankoken op de Fürkiek."

„Un lett se doch noch anbrenn'n!"

Helles Gelächter erscholl, nur Siemsen rührte emsig und ernst mit dem Glasstöker in seinem Grog, als werde er angemustert, und seine eben ausgesprochene Prahlerei wurde zum festen Entschluß.

„Ick will juch dat wiesen!"

„Jo, jo!" sagte der Fischer, „ober denn Rum ok. Denn wölt wi uns op Staatskosten ornlich ein' ansuseln."

„So ward 't mokt! Siemsen bringt denn Rum un ick gew Warmwoter . . ."

„Mi sall dat recht sien," unterbrach Siemsen den Wirt, „so wölt wi wetten: mutt ick denn Rum vertolln, betohl ick ut mien Tasch Rum un Toll. Mutt ick em ober nich vertolln, dat se mi so dormit dorch lot, denn betohlt Tedelnborg beides. Sla to!" —

Alle riefen: „Jo! jo!" Nur Tedelnburg besann sich.

„Wat? Dor kunn ick woll licht min fofteihn, twindig Mark bi los warden?"

Der Wirt stieß ihn an. „O watt, bist narrsch! Wo will de denn 'n Fieslieter-Demjonn versteeken? Dat geiht woll mit 'n Prüntje, ober . . . sla to, sünst do ick 't!"

Und da der Fischer noch länger zögerte, schlug der Wirt in Siemsens dargereichte Hand.

Der Pakt war abgeschlossen.

Am andern Tag um die Mittagszeit kaufte der Jollenführer bei Meyer auf Steinwärder eine Korbflasche mit fünf Liter Rum und ging damit zum Reiherstieg, wo seine Jolle lag.

Mutig bestieg er das schaukelnde Fahrzeug, band es los und ruderte mitten auf den Elbstrom, wo sich ebenfalls die Mittagstunde geltend machte und verhältnismäßig geringer Verkehr herrschte. Als er sich allein sah, fernab von den kleinen Zollkreuzern und sicher vor den grünen Fährdampfern, band er die Korbflasche an die zwei Meter lange Fangleine und — — ließ sie ins Wasser.

Siegessicher lächelnd nahm er die triefenden Riemen von den Duchten, schwang sie zwischen die Dollen und ruderte munter vorwärts. Es war Flut, da konnte er mit dem leichten Ostwind spielend fertig werden. Seiner Berechnung nach brauchte er nicht einmal viel zu arbeiten, das Boot würde fast allein in den Zollkanal treiben. Aber es war „frisch“ — das sagt der Schiffer noch, wenn die Landratten meinen, es sei „furchtbar kalt“ — also wollte er lieber in Bewegung bleiben.

„Verdammi nochmol!“ fluchte er nach einer

Weile los: „Ick kumm jo nich von 'n Plack'n. Wat is denn dat? Beter bi!" Nun legte er sich mit ganzer Kraft in die Riemen, daß sie sich wie zwei Rohrstöcke bogen und seine Muskeln so groß wurden wie Kindsköpfe. Denn in dem blauen Flanellhemd steckte ein Kerl, der schon ein Dutzend mal den Äquator passiert hatte.

Aber nach wieder einer Weile angestrengter Arbeit war er nach seiner Meinung höchstens zwei Bootslängen vorwärts gekommen. Ist das auch mitten auf dem Strom schwer zu bestimmen, so kann doch ein Schiffer, der tagtäglich auf dem Wasser liegt, ungefähr die Fahrgeschwindigkeit seines Bootes feststellen. Und Siemsen sah zu seinem größten Schrecken sogar noch mehr: trotz seiner ungeheuren Anstrengung floß das aufflutende Wasser an ihm vorüber, während es ihn eigentlich nicht nur mitreißen, sondern er noch viel schneller fahren mußte. Der schwache Ostwind konnte nicht so viel tun — und tat es auch nicht ... Dann plötzlich fiel es dem guten Siemsen wie Schuppen von den Augen.

Der reichlich zwanzig Pfund schwere Demijohn in zwei Meter Wassertiefe schwamm nicht so einfach mit, als wenn er in der Jolle lag; er zog das Fahrzeug um eine halbe Bootslänge zurück, hatte Siemsen es mühsam eine vorwärts gebracht. Das hatte er nicht mit in seine schlaue Berechnung

gezogen. Ihn überlief es heiß und kalt. Würde es den Zollbeamten nicht verdächtig vorkommen?

„O, wat ok!“ Er legte sich mit aller Kraft in die Riemen, das umgesetzte Leder knirschte und piepte zwischen den Dollen, und Schweiß trat auf seine Stirn. „Ick will nich nahgeben, mag 't bögen oder breeken! Erst lot ick dat mol dorop ankom'n.“

Als er unter großer Anstrengung ein Stück vorwärts gekommen war, gewahrte er, auf der äußersten Spitze der Umfahrt stehend, den dicken Wirt und einige Gäste vom vorigen Abend. Der Wirt, dick eingemümmelt, hielt ein meterlanges Fernrohr vor'm Auge. Als sie ihn alle erkannt hatten, gaben sie durch allerhand Bewegungen Siemsen zu verstehen, wie sie sich schon auf das Grogsaufen freuten. Natürlich waren die Gäste rein unklug. Denn so oder so, sie waren es immer, die „vor natt“ mittranken.

Dieses ärgerte Siemsen noch mehr; also sie wollten sich sogar an seiner Niederlage freuen, Hurra! schreien, wenn er beim Schmuggeln abgefaßt würde. Den Triumph konnte er ihnen versalzen.

So wandte er seine Jolle statt durch die Umfahrt nach den Vorsetzen. Am Wachtschiff holte er die Riemen ein und wischte sich erst den Schweiß von der Stirn. Dabei wurde ihm aber doch klar, daß er unmöglich in einer leeren Jolle so angestrengt „puhlend“ die Zollgrenze passieren dürfe. Sollte er nicht doch lieber umkehren und ein andermal

den Versuch wiederholen? Wenn sie ihn abfaßten? „Denn Deubel ok. Dat wär n' böse Sok! Un alls för son' dumme Wett. Ick will mi woll wohrn. Villicht giw t' Kittje. Holl di Hein!"

Er holte sein Taschenmesser hervor, um die Fangleine zu durchschneiden, damit sie mit dem echten schweren Jamaica-Rum in die Tiefe versinke. Nochmals blickte er nach der Umfahrt, ob jene schadenfrohen Gäste es auch gewahrten. Dort sah er sie nicht mehr. Die waren über die Drehbrücke zum Baumwoll-Ponton gelaufen und suchten sich von dort aus ihm bemerkbar zu machen.

Er warf das Messer auf die Ducht. „Dorto is noch immer Tied!" Der teure Rum tat ihm leid. Ihm war eine Idee gekommen: er wollte sich krank stellen! Krank, und von so geringen Kräften, daß er kaum imstande, die leere Jolle vorwärts zu bringen. Freilich, im geheimen mußte er dennoch seine ganzen Kräfte brauchen.

Wieder griff er zu den Riemen und steuerte auf die Zollstation am Baumwall los. Er versuchte es mit dem ersten Kniff: fuhr, sich besoffen stellend, unbekümmert zwischen den beiden Zoll-Pontons hindurch.

„Pst!" rief ihn der Stationsbeamte.

Wie ihm auch die Kniee zittern mochten, er mußte ranhalten und der Beamte revidierte das ganze Boot, sogar in die Plicht langte er bis hinter

das letzte kleine Knie. — Denn es war eine Spitzgattjolle und da hat schon mancher ein Pfund Tabak oder ein Bund Vanille versteckt gehabt.

„Mien Joll is leddig," sagte Siemsen und war ganz entsetzt, eine so gründliche Revision zu erfahren. Aber nicht genug, es kam noch ein zweiter, höherer Beamter.

„Na, Sie setzen mich wohl eben drüben am Kehrwieder ab?"

Siemsen dachte, ihn solle der Schlag rühren. Hatte etwa der Wirt ihn schon vorher angezeigt? Was sollte er auf der Hauptzollstation Kehrwieder?

Bevor er die Riemen nahm, griff er noch einmal nach dem Messer. Aber dann wischte er sich den Schweiß von der Stirn und warf das Messer auf die Fußbretter.

„Hm, na, Sie schwitzen aber nicht schlecht. Und es ist doch wirklich nicht warm heute."

Siemsen puhlte unter die Drehbrücke hindurch. Das Herz schlug ihm in der Kehle, kalter Angstschweiß stand auf seinem Gesicht und sein Atem flog. „Verdammi nochmol!" dachte er, „wenn se di nu op veer Wochen fastsett?" Ihm kam das Unkluge seines Beginnens voll zum Bewußtsein. Er verfluchte die Taverne mitsamt dem plusterbackigen Wirt. Wahrhaftig! köm' er hier glücklich von ab, wollte er auf den Knieen drei Vaterunser beten, und hinterrad, was er sonst nie getan.

„Na, das Boot geht ja gräßlich schwer. Ist wohl der Boden lange nicht geschrubbt worden? Wenn das da unten alles bewachsen ist, das hält mächtig zurück.“

„Ne — jo — schrubbt is se ok lang nich — ober dor ligt dat ok nich an. — Ick feul mi bannig flau!“ Und damit sprach er unbedingt die Wahrheit! „Ick hew gestern son' lütten tofoten hatt. — Dor bin ick jawoll kolt un warm bie worden, un nu kann 'ck kum noch op min Knoken stohn.“ Um es zu beweisen, fiel er kurz hintereinander zweimal auf die Kniee.

„Ja, ja, sowas sitzt einem immer ein paar Tage in den Knochen. Na, wird wohl vorüber gehn. — Nun lassen Sie mich hier man aussteigen. Kommen Sie doch eben mit herein; binden Sie die Jolle so lange an.“

Das nahm dem Jollenführer den letzten Rest der Fassung, mit großen Augen und zuckenden Lippen wollte er schon den Worten des Beamten nachkommen. Doch als er nach der Fangleine greifen wollte, fiel er stöhnend auf die Ducht nieder, denn um die Jolle anbinden zu können, hätte er ja zuerst den Demijohn ans Tageslicht ziehen müssen.

„— Nee — nee — mi is to slecht. — Ick weet gornich, wo dat so op eenmol herkumt.“

„Na, denn warten Sie, ich laß Ihnen ein Glas Kognak rausbringen.“

Ein zweites Stöhnen ließ Siemsen hören, diesmal aber als ein Zeichen der Erleichterung. Er trank den Kognak, und seine Hand zitterte dabei in Wirklichkeit, daß die Hälfte überschüttete.

Dann holte er, allmählich sich beruhigend, zu den Kajen hinüber und klemmte seine Jolle durch die vielen Schuten bis zum Ponton vor.

Gleich waren auch schon der Wirt und die Gäste bei ihm.

„Wo hest denn nu denn Rum? Hebt s' em di wegnohmen? Denn mutt ick woll man erst op dien Reknung inschenken. Ober ward denn dor nichs mehr noh komen? Du bist jo bannig einsilbig."

„Holt man de Fanglien op," sagte Siemsen, „denn seiht ji denn Demjonn mit Rum. Ober ick will keen'n Sluck dorvon drinken! Eenmol in mien Leben hew ick smuggelt, und dat geschüt nu un nimmer 'n tweetes Mol!"

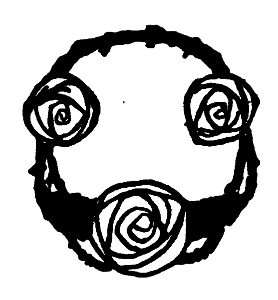
Dann stolperte der Jollenführer die Steintreppen hinauf. Er ist nie wieder in die Taverne gegangen.



Der Schiffszimmermann

Eine Hamburger Geschichte.





Er ist alt geworden und hat sich sein ganzes Leben bitter mit Not, Sorge und Gefahr herumschlagen müssen. Gott hat es ihm nicht leicht gemacht, das Alter in Ehren zu erreichen. Er hatte seinen Gott wohl hundertmal aufgegeben, aber dann, in ruhigen Stunden, den Weg wieder zu ihm gefunden.

Jetzt liegt das alles weit hinter ihm. Seitdem von den Dampfern, diesen eisernen Särgen, die Segelschiffe immer mehr verdrängt werden, ist er nicht mehr hinausgefahren. Seine Frau ist ihm gestorben, als er nicht daheim war. Erst viel später erfuhr er davon.

Dann richtete er sich in der Hafengegend eine kleine Werkstatt ein und fand für Elbfischer und Ewerführer genug zu tun. Er machte alle vorkommenden kleinen Arbeiten; bald drehte er Dollen, beizte und ölte Riemen, oder er spleißte*) Taue.

*) Spleißen: das Ende der Taue zu einer Öse zusammenflechten.

Dazu geht seine Tochter, die Dore, zum Aufwarten aus. So kommen sie aus, sogar gut, besser als er es früher gedacht.

Und jetzt, da das Alter ihm auf dem Rücken sitzt und schon etwas niederdrückt, jetzt lebt er ruhig hin und lebt gern. Er trägt die vielen Jahre, wenn er sie auch zuweilen merkt, ohne Last, ohne Beschwerde. Der Weg zu seinem Herrgott liegt offen und licht vor seinen ruhigen Augen; nun wird er, nun kann er ihm nicht mehr verloren gehen!

Hat nicht Gott an ihm selbst etwas Großes vollbracht?

Als er es damals in der schrecklichen Sturmnacht erfahren, wie es um seine Tochter stand — umbringen wollte er sie! Er hat sie verflucht und das Kind gehaßt! Das haarscharfe Schnitzmesser in der schwieligen Faust stand er da, bereit zum Morden!

Und wie anders jetzt. Was wäre ihm das Leben ohne die kleine Gesa? Wie hatte ihn Gott allmählich zur Einsicht gebracht, daß es keine Schande, sondern ein Unglück! „Alle Stunden sind nicht gleich!“

Nun erzählte er es jedem, es sei seine Gesa, wenn das kleine flinke Ding in dem kurzen blaßblauen Röckchen aufjubelnd vor dem Kellerfenster umherspringt. Sieht er ihr Kleid nicht flattern,

oder hört er ihr feines, lustiges Stimmchen nicht zwischen dem Gekreisch und Gejohle der anderen Kinder heraus, so geht er unruhig vor seiner Drehbank auf und ab, bis er sie wieder hört oder sieht.

Elf Jahre ist sie alt, und doch noch so klein und zart. Ihn bangt um sie. Was kostet es für Anstrengungen, wie viele Bitten und Versprechungen, ehe sie an den Tisch geht, um zu essen. Seine Tochter sorgt nicht genug um sie. Er hat es ihr mehrfach vorgehalten. „Jä! wenn sie doch mit Gewalt nicht essen will, denn kann auch kein Arzt da was bei tun.“ Das ist ihre Antwort. Nun bekommt sie jeden Morgen ein frisches Ei mit Zucker abgerührt. Das nimmt sie gern — Gott sei Dank! Aber den Zucker muß sie sich selbst anrühren und Großpapa darf dabei die Tasse halten.

Wenn er sie des Abends ins Bett gebracht hat, sitzt er noch bis zu ihrem Einschlafen vor dem Lager. Dann sagt er ihr Kinderlieder vor, wie:

„Puttheuneken! Puttheuneken!
Wat deihst op unsen Hoff?
Du plückst uns all de Bleumeken
Du makst dat gor to grow!
Mien Vatting ward di kriegen,
Mien Mutting ward di slan!
Puttheuneken! Puttheuneken!
Wie ward di dat bloß gahn!“

oder sie singen: „Guter Mond, du gehst so stille“

zweistimmig, denn Gesa kann schon sehr nett singen. So schläft sie gewöhnlich ein.

Wie oft horcht er dann nachts auf ihren Atem, ob er regelmäßig, ob nicht zu schnell. Oft fährt er plötzlich aus dem Schlaf und geht zu ihrem Bettchen, beugt sich tief über sie und horcht gespannt, ob sie denn auch noch atme. So hatte er sich nicht um seine Tochter! Lächelnd über die unbegründete, kindliche Furcht steigt er dann ins Bett zurück. Aber er ist doch froh, wenn er ihr erst das Ei in die Tasse schlagen darf und sie emsig darin herumrührt. —

Es ist ein kalter Märztag; die Sonne konnte sich nur am Mittag durch die dichten, bleigrauen Wolken einen trüben Lichtweg bahnen und ist nun, am Nachmittag, längst von dem ewigen, wühlenden Grau erstickt.

Da tritt Gesa ein. Ihr Näschen ist vor Kälte rot angelaufen; Hände und Arme hat sie mit ihrer Schürze umwickelt. Mit dem Ellenbogen stößt sie die Tür hinter sich zu.

„Du, Großpapa, wann kommt Mama wieder?“

„Wat soll sie denn?“

„Ach — ich mein man bloß.“

„Dat wird heut woll spät nachts. — Willst nich'n bischen essen? Da is noch'n bischen Honig.“

„Denn krieg ich ja immer sonne bachsige Fin-

gern — nee, laß man." Sie stellt sich auf die Hacken und wiegt hin und her, dabei klappt sie unter der Schürze mit den Händen zusammen ... „Weißt was? — ich möcht' mal sonn' haben .." sie lächelt und schnappt mit dem Mund nach dem Schürzenzipfel ... „wie neulich mals — weißt ja."

„Jä, Deern, will mal sehn." Er zieht sein Portemonnaie aus der Tasche und entnimmt ihm, nach längerem Durchsuchen der zerrissenen Fächer, zwanzig Pfennige. „Ja, das geht. Denn gah man mal eben rüber und hol mal für zwei Groschen Kakao!" Er spricht es ihr deutlich vor.

„Ja, ja, ich weiß ... Du bist doch süß, Groß-papa." Sie faßt nach seinem Hosenträger und reißt ihn hin und her, als ob sie die schwere knochige Gestalt des Großvaters schütteln wollte. Aber sie lacht dabei. „Und nachher sing ich dir auch mein neues Lied vor."

„Jä — jä, dat doh man! Mußt denn aber auch schön was darzu essen!"

„Uh! Und wie!" Sie schlänkert mit der Rechten, verdreht die Augen und beißt auf die Unterlippe. „Uh! Ich will fressen wie sonn' Scheundrescher! Uh!" Dann läuft sie lachend hinaus und die krumme Steintreppe hinauf.

Er geht daran, das Feuer mehr in Gang zu bringen. Zu einem festen Klumpen zusammengeballt liegt es wie tot. Aber das Herumstökern

will auch nichts helfen. Es muß an der drückenden Luft liegen, die wie Blei auf dem Schornstein lastet und den Rauch nicht hinaus läßt. Das Grus will dann absolut nicht brennen, und Kohlen sind keine mehr da. —

„Is das aber man wenig. Uh! was 'ne lüttje Tüt!" So kommt Gesa hereingesprungen.

„Dat is genog! Viel brauchst auch nich." Er legt Holz in den Ofen und bläst voll Anstrengung in die dösige Glut.

„Will das nich brenn', Großpapa?"

„Dat Grus brennt so slecht bi dit Wetter. Na, werd's woll in Gang kriegen."

„Sind da denn keine Kohlen?"

„Nee — un ick hew ok keinen Groschen mehr. — Na, geht auch so."

„Aber mit Kohlen, Großpapa, brennt das denn doch besser, nich?"

„Ja! Denn sost mal sehn, wie das aus'n Schornstein hult."

„Na so —" Sie will gehen.

„Willst du noch erst wieder rausgehn? — Na, geh man, wenn das Wasser kocht, dann klopf ich an' Fenster."

„Denn bin ich schon längst wieder hier." Wie der Wind ist sie draußen und springt die Kellertreppe hinauf.

Sie will schon Kohlen bringen, denkt sie. Als

erst einige schmutzige Jungen auf Holzpantoffeln, mit einem Sack über den Nacken, von Schute zu Schute sprangen, die liegen gebliebenen Kohlen einsammelnd, hat sie ihnen von oben, vom Rand der hohen Kaimauer, zugerufen, daß sie es nicht dürften! Die aber haben ihr geantwortet, daß sie es wohl dürften! In die Schuten, die da ganz hinten im Strom liegen, gehen sie auch gar nicht. Die sind ganz voll Kohlen, aber da darf niemand beigehen.

Dann hat Gesa den Großpapa fragen wollen, ob sie auch dort einsammeln darf. Sie wagte es aber schließlich nicht, weil es ihr wiederholt streng verboten war, auch nur zu nahe ans Wasser zu gehen. Nun, denkt sie, es ist auch einerlei — wenn sie nachher mit der Schürze voll Kohlen kommt, wird es ihn um so mehr freuen.

Mutig springt Gesa die breite steinerne Treppe hinunter, die zum leichtschaukelnden Ponton führt.

Das sanfte Schwanken der Brücke macht sie einen Augenblick unsicher. Sie hat sich vorher nie hier heruntergewagt . . . Aber Großpapa wird sich freuen, wenn sie Kohlen bringt — doch! Sie will weiter! Die anderen Kinder tun's ja auch.

Mit gepreßtem Aufatmen gewinnt sie ihr festes Wollen wieder und geht vorsichtig auf dem Rand einer zunächst liegenden eisernen Kastenschute entlang, sich mit den Händen an den Griffen der Wellblechluken festhaltend. Dann läuft sie er-

leichtert über den Vorderteil des bedeckten Schiffes und springt in die nächste leere Schute.

Aber wie sie sich mit etwas unheimlichem Gefühl in dem großen Raum auch umsieht — hier ist nichts zu holen. In der Mitte liegt ein Stapel dicker, viereckiger Stauhölzer mit Lappen alter Persennige bedeckt. Auf dem sauber gefegten Boden ist nicht eine Kohle zu entdecken.

Gesa klettert zwischen den hervorstehenden Knieen an der Bekleidung der Schute in die Höhe und springt gewandt in die nächste über. Da kommt sie recht. Emsig sammelt sie die verstreut liegenden Kohlen in ihre reine Schürze. Aber wie schmutzig ist diese bald und gar erst ihre sonst so saubere Hand.

Nein, nun will sie keine mehr aufnehmen, es könnte ihre Schürze zerreißen — es sind schon ordentlich welche . . .

Doch mit dem Überklettern geht's jetzt nicht so leicht, da sie nur eine Hand frei hat. So steigt sie vorn die paar Stufen zum Bord der Schute in die Höhe und balanziert ängstlich darauf fort. An der Längsseite, wo sich die Schuten aneinander reiben, tritt sie auf die nächste über.

Einmal ist's gelungen. Ein paar Schritte kommt sie auch auf dem schmalen Bord der nächsten vorwärts. Da aber stutzt sie. Vor ihr ist ein kleiner Fleck mit einer dünnen Eiskruste bedeckt, die

die Sonne noch nicht ganz aufzutauen vermochte. Darauf will sie lieber nicht treten, sie könnte ausgleiten und ... Ihr wird angst. Nein! sie will umkehren.

Behutsam dreht sie sich um — da verliert sie das Gleichgewicht und stürzt zwischen die beiden Schuten.

Einen Augenblick halten die Kleider sie über Wasser, doch dann zieht der schnelle Elbstrom sie unter die Schuten....

Der Alte hat schon mehrfach ans Fenster geklopft, aber Gesa läßt sich weder hören noch sehen. Schon wird er unruhig und will hinaus, da kommt man ihm auf der Treppe mit der Nachricht entgegen: Gesa sei ins Wasser gefallen, aber ein Arzt sei schon da und mache Wiederbelebungsversuche ...

Anscheinend gleichgültig hört er es an, wie etwas Fremdes, das ihn nicht kümmert. Nichts verrät nach außen, was in ihm vorgeht.

Wie ist das möglich?! Der abgehetzten Frau will es gar nicht in den Kopf. Wenn sie das gewußt, hätte sie nicht so geeilt, die Erste zu sein. Die Dore hatte mal gesagt: „Wenn miene Gesa mal wat tostött, was Gott verhüt'! dann wird mein Vadder woll verrückt; sonn' Berg hält er von die Kleine."

Aber ganz im Gegenteil, meint die Frau, es rührt ihn gar nicht. Nachdem er sie einen Augenblick angesehen, geht er ohne Aufregung zurück und erscheint gleich wieder mit einer scharfen Bürste.

„Damit unner de Feut bosten — düchdig rieben — dat helpt —.“ Er sagt es dumpf, abgebrochen und ohne die leiseste Spur äußerlicher Erregung.

Auf der Straße kommt ihnen ein Haufen Menschen entgegen. Ein befreundeter Ewerführer trägt Gesa auf den Armen. Der Arzt hat sie aufgegeben. Auch dies bringt keine Änderung in das Benehmen des Alten.

„Is se all dot?“ fragt er wie abwesend und nimmt dem Ewerführer die kleine Leiche ab. Sorgsam trägt er sie in die Wohnung, als habe er es mit einer Schlafenden zu tun. Leise legt er sie auf das weiße Bett.

Erstaunt sind mehrere Neugierige gefolgt.

„Goht man!“ sagt er und zeigt nach der Tür. Einige versuchen es nochmals, ihn zu trösten, doch er schiebt sie ohne weiteres hinaus und schließt die Tür hinter ihnen.

Er will allein sein mit ihr.

Dann richtet er sich groß auf und holt ein paarmal tief Atem. Seine Augen irren durchs Zimmer, als habe er noch alles nicht begriffen. Endlich geht er ans Lager. Stumm steht er eine

Weile und schaut der Kleinen in die halbgeöffneten, verglasten Augen. Seine faltige Hand legt sich leise darauf, als gelte es, einen zarten Schmetterling zu fangen. Sanft drückt er die kleinen Augen zu, dann fährt seine Hand zitternd über das feuchtkalte Gesichtchen.

Seine Augen erweitern sich, immer höher schieben sich die vollen grauen Brauen die Stirne hinauf, immer faltiger wird diese. Seine Zähne sind fest zusammengebissen, aber die Lippen stehen dabei krampfhaft starr auseinander.

Es kommt Bewegung in seine Gestalt; die Hand gleitet schneller über den nassen, kleinen Körper. Dann beginnt er mit zitternden Händen sie zu entkleiden. Ein Stück Zeug nach dem anderen hängt er beim Ofen über die Leine. Er sucht trockene Wäsche hervor und zieht ihr alles neu und rein an. Darüber ihr bestes lichtgrünes Kleid mit dem dunkelgrünen samtnen Gürtel und ebensolchen Armaufschlägen und Schleifen.

Er trocknet und kämmt das feuchte Flachshaar, doch es bleibt klebrig, es will nicht trocknen. Da zieht er einen Stuhl herbei und setzt sich nieder. Seine Hände spielen mit dem Haar und streichen ab und zu darüber hin; vielleicht, daß die Wärme seiner Hand ihm die Feuchtigkeit nimmt. . . .

Elf Jahre sind's, da saß er am Bette seiner Tochter, Gesas Mutter. Auch sie hatte man da-

mals aus dem Wasser gezogen und sie ihm triefend ins Haus getragen. Nur hielt Dore seine Hand in der ihren, nur war seine Brust damals so kalt, so unerbittlich, während seine Tochter weinte und schluchzte und ihn um Verzeihung anflehte.

Jetzt ist's anders. Jetzt liegt seine Gesa still, kalt — tot auf dem Bette, und in seinem Innern wühlt und streitet alles. Ihm ist's, als wollte sich seinem gequälten, tobenden Gehirn das „Schuldig" abringen.

Die Tochter war ihm geblieben; es wäre ihm kein Schmerz gewesen, hätte er sie damals verloren. Aber nun, wo das Frühlingskind wie ein echter Frühling Lust und Sonnenschein in sein trübes Leben gebracht hat, nun wird es ihm genommen!

Ist's doch, als zischelten häßliche Stimmen ihm jenen schweren Vaterfluch in die Ohren, der voll bitteren Hasses in jener Stunde zwischen den Zähnen hervorgedrungen. Er erwartet jeden Augenblick, daß ihn von einer Seite ein wuchtiger Keulenschlag treffen möge, der ihn danniederstreckt. Eine ungeheure Last ruht auf ihm, die ihn ängstigt, drückt, quält. Es würgt ihm an der Kehle — stöhnend springt er endlich vom Stuhl auf und sieht sich betäubt rundum.

Es ist Nacht draußen. Wie lange hat er so gesessen und geträumt? . . . Ganz dumpf ist ihm im Kopf. Liegt denn wirklich eine Zeit von elf

Jahren zwischen jener Nacht und jetzt? Elf Jahre, in denen er sich wie ein glückliches Kind über dasselbe Kind gefreut, um das er seine eigene Tochter verflucht hatte?

Und nun ist es hin! Tot! wirklich tot! — Ist es nicht, was er gewünscht hatte?

Er greift sich aufstöhnend nach dem Kopf. Diese Finsternis klagt ihn an. Er tastet nach Streichhölzern und zündet die Lampe an.

Er geht zum Bettchen und beleuchtet die kleine Leiche. Wirklich kalt, stumm und — tot. Da geht es ihm taub durch den Kopf: eine Tote muß doch einen Sarg haben. Und einen richtigen Sarg muß Gesa haben, kein einfaches Brett, wie er es auf dem Meer oft zurechtgeschnitten.

Wie er die Lampe auf die Drehbank stellt, fällt sein Blick auf die alte Seemannskiste, sein Erinnerungsstück. Als er vor vielen Jahren nach Ostindien gefahren war, hatte er sich mehrere Bretter von festem Teakholz eingehandelt und sich einen großen Werkzeugkasten daraus gezimmert. Schon Hunderte hat man ihm geboten, daß er die starke Kiste herausgäbe; sie war, sie blieb sein Stolz. Alle Reisen hatte sie mit ihm gemacht, alle Kämpfe erfahren, allen Stürmen getrotzt — das edle Holz der indischen Eiche war widerstandsfähiger denn Eisen! Keine Spur von Vernichtung, kein Wurm hat sich daran gewagt!

Hat die Kiste bisher sein Bestes, sein Werkzeug enthalten, war sie ihm das Wertvollste gewesen, so mag sie nun sein Liebstes aufnehmen, es für immer bergen: er will für Gesa einen Sarg daraus zimmern!

Schon ist er bei der traurigen Arbeit. Schnell ist die Kiste auseinandergerissen und in acht schmale Bretter zerschnitten. Sogar zu einem hohen Deckel reicht's: seine Gesa soll keinen „Näsendrücker" haben.

Hastig fügt er die Bretter aneinander; mit Anstrengung bohrt er vor und treibt mit kräftigen Schlägen die Nägel ein.

Kalter Schweiß tritt auf seine Stirn, keuchend atmet er, ungestüm greift er nach allem.

Treffen die wuchtigen Hammerschläge dröhnend aufs Holz, ist es ihm, als pochte es an seinem Gewissen. . . . Aber ist er denn schuldig? Hat sein Fluch sich vererbt auf das unschuldige Kind? . . . Er fragt es sich immer und begreift es doch nicht. Er fühlt eins, das ihn schrecklich martert, peinigt, das in ihm frißt und nagt: Er soll sie nie, nie wiedersehen! Nie wieder ihr die Tasse halten! Nie wieder mit ihr singen und lachen!

Unablässig hallen die Schläge durch den unheimlichen Raum. Das Bett erzittert, die kleine Leiche gleitet immer tiefer in die Kissen. Der Alte arbeitet unermüdlich, bis der Sarg fertig ist. Die

etwas langen grauen Haare kleben ihm um die Stirn und spielen ihm vor den Augen — er läßt sich kaum Zeit, sie zurückzustreichen.

Endlich gönnt er sich eine Atmungspause und stößt ein Fenster auf. Der frische treibende Frühlingswind treibt den dunklen Vorhang ins Zimmer und schlägt ihn unter die Decke. Die unruhige Flamme des kleinen Lämpchens qualmt hoch auf; schon ist der bugige Zylinder zur Hälfte geschwärzt.

Es will Tag werden. Die ersten Dampfpfeifen der kleinen Schlepper tönen herein. Immer lauter wird's draußen; das streitende Hasten und Jagen nach dem täglichen Brot beginnt von neuem.

Und wieder geht der Alte an die Arbeit. —

Den Donner auch! Vier Taler hat die Madam ihr gegeben! Na, verdient hat sie sie auch, die ganze Nacht hindurch ... So denkt Dore, als sie endlich mit Hallo der Dienstboten das Gesellschaftshaus verläßt. Man hat sie überall gern, denn sie scheut die Arbeit nicht. Nötig gehabt hätte sie's auch heute nicht, noch erst den ganzen Kram mit aufzuwaschen und beim Silberklären zu helfen. Aber die Mädchen packten ihr ihren Armkorb ordentlich voll, und dafür tat sie es dann schon gern.

Dore nimmt sich im stillen vor, für Vater und Gesa leise den Kaffee zu bereiten, ihnen aus dem Korb ein nobles Frühstück hinzustellen. Dann erst will sie sich hinlegen und den Vater wecken. Sie wird sich dann schlafend stellen, aber doch beobachten, wie der Vater vergnügt die Leckerbissen betrachtet. So kommt sie ihrer Wohnung näher.

Da sieht sie von draußen die Lampe brennen. Was mag das bedeuten? So früh pflegte der Alte nicht mit der Arbeit zu beginnen. . . . Voll Angst läuft sie die Kellertreppe hinunter und öffnet die Tür, hastig tritt sie ein und prallt entsetzt zurück, da sie den Vater einen Sarg lackieren sieht.

„Vadder! Was is . . .!?" Sie muß sich an der Tür halten, so zittern ihr die Kniee.

Ohne von seiner Arbeit aufzublicken, murmelt der Alte: „Gesa ehr . . ."

„Nee!!" schreit Dore. Sie läuft auf den Alten zu und packt ihn am Arm. „Vadder! . . ."

Er streicht ruhig weiter; nichts verrät nach außen seinen furchtbaren inneren Kampf. „Doch!" sagt er fest und zeigt mit dem triefenden Pinsel auf das Bett hinter der offenstehenden Tür.

Aufkreischend wankt Dore zu dem Bett und fällt in die Kniee.

„Ach Gott! Ach Gott! Womit hew ick dat verdeent?! . . ."

Der Alte wendet sich zu ihr, seine Gestalt er-

zittert, zum ersten Male blinken Tränen in seinen Augen.

„Nich verdeent ... dat schenkt he uns so! ... dat schenkt he uns so! ...“ Der Pinsel ist ihm entfallen, er packt mit beiden Händen nach dem Sarg, und über seine faltigen Wangen perlen Tränen. ...

— Diesmal aber hat er den Weg zu seinem Gott nicht wiedergefunden! —



Auf Fischfang

Eine Finkenwärder Geschichte



Unten am Stack standen mehrere Jungen mit einem Fernrohr und schauten immer aufmerksam die Elbe hinunter, ob nicht ein Ewer aufkommen wollte. Endlich rief Jürgen, der älteste: „Tweihunnersöben! Dat is Wend.“ Und in Hast lief die kleine Liese, die harrend auf dem Deich gestanden hatte, um es der Frau Wend zu melden. Die übrigen Mädchen rannten mit Gekreisch hinunter zu den Jungen.

„Is noch keen weder up komen?“ fragte Lisbeth. Sie möchte gar zu gern ihren Groschen haben, denn sie war die nächste.

„Jo, 'n Torfewer,“ antwortete Jochen, ein Junge mit roten borstigen Haaren und einem Paar funkelnden Augen.

Lisbeth drehte sich nach ihm um und schwang ihre fleischige Hand, die weder Falten noch Blasen zeigte. „Du kriegst glieks een mit de verwinde Hand, dat du up'n Rücken to liggen kummst.“ Sie lachte selbst dabei, denn sie wußte recht gut, daß sie ihre Worte nie wahr machen konnte.

„Nee,“ sagte Hugo, der ruhigste und ordent-

lichste unter den Jungen, der immer etwas befangen war, wenn er mit Lisbeth sprach. „Nee, nu ward woll keen mehr kamen, wi hebt all Stauwoter."

Jürgen warf sich ins Gras und versuchte „in de pralle Sünn to kieken". Doch da ihm Tränen aufstiegen, drehte er sich um und schwamm im Gras, mit den Stiefelspitzen in den Boden schlagend. „Weet ji wat Nees?" Neckend blinzelte er mit seinen kleinen Augen Regine an, die grade vor ihm im Gras saß.

„Regine, du gläuwst dat woll nich?"

„Jä, warüm schüll ick dat nich glöben, du hest dat jo noch nich vertelld."

„Ick kann inglisch snacken," platzte er heraus.

Da kicherten alle.

„Lacht ji man to. Schall ick juch mal wat up inglisch vertelln?"

„Jo, jo," tönte es vergnügt von allen Seiten durcheinander.

„Na, denn paßt 'mol up." Er griff nach seiner Mütze und sprang auf.

„Nu hört mal to: Neulich war ich in Hamburg un da kommt mir da nu son'n besoff'nen Engelsmann in die Quere, und fällt immer von ein' Seite auf die andre. Kiek mol, so hett he datt mokt." Die Mütze im Nacken, die Hände in den Hosentaschen, torkelte Jürgen hin und her, immer ein Bein über

das andere setzend. Über seine Lippen kam es dabei undeutlich: „plagny man, plagny girls, plagny street..." „Na, un nu bi lütten, bi lütten kummt he so sehr an de Gas und fallt perdautsch in't Kellerlock. Wie dat neegen Unglück käm de Wirt rut un nehm uns'n Engelsmann bi denn Slafittchen, und schimpft mörderisch: ‚You old plagny boy, you fall runner in my Kellerlock and breek kaput all mien Finsterschieben, betohl you me, or ick hau you blau Kittoog!'"

Alle hielten sich die kleinen Bäuche vor Lachen. Regine wischte sich sogar ein paar Tränen von den Backen.

Hugo war nicht für solche Kindereien. Er hatte das Fernrohr schon wieder aufgenommen und sah abwärts.

„Wann is dien Vadder noh buten gohn?" fragte er sinnend Regine.

„Hm — iehrgestern."

„Nee, denn kann he dat nich sien; ick kann de Nummer ok noch nich richtig seihn."

Alle waren plötzlich ernst geworden und beobachteten gespannt Hugo, der das Rohr auf Jürgens Schulter gelegt hatte und aufmerksam durchschaute.

„Dat oll dwatsche Ding driwt ok so verdwaß — jo he mutt dat sien — he kummt in 'ne Slep..."

Traurig sahen sich alle einander an. Sie wuß-

ten, was es bedeutet, wenn ein Fischer, statt nach acht Tagen, schon so bald zurückkam. Da war allemal etwas passiert.

Um die beiden Schwestern Liese und Regine scharte sich gleich alles. „Nehmt juch dat man nich glieks to Harten. Is noch gor nich geseggt, dat he 'n Unglück hatt het. Seggt man de Mutter noch nichs.“ So trösteten und rieten sie durcheinander. Den beiden war das Weinen nahe; wortlos kletterten sie den Damm hinauf, umschlangen sich gegenseitig und dicht aneinander gedrängt, die Blicke schweigend zu Boden gewandt, schritten sie heim, auf dem Deich entlang. Die anderen hinter ihnen her, leise zusammen tuschelnd und immer wieder den Fischerewer beobachtend, der unterdes immer näher kam. —

Regine blieb auf der Diele des kleinen Hauses dicht am Deich. Liese trat leise zu ihrer Mutter ein und legte schweigend den Groschen auf die Nähmaschine.

„Na, wat hest du denn? Du mokst ja enn Gesicht, als wenn di de Düwel bi hellichten Dag begegnet wär!“

Liese antwortete nicht; sie atmete kurz. Viel fehlte nicht, da brach sie in Weinen aus. Ihre Mutter wurde aufmerksam.

„Segg dat rut: Keen het di denn Groschen geben?“

„Suse Wendsch.“

„Is dat ok wohr?“

Liese begann bitterlich zu weinen. Da ward die Mutter weich.

„Nu, Deern, so segg doch, wat di fehlen deiht?“

„Vadder kummt op,“ brachte Liese unter Schluchzen heraus.

Das war für die Frau ein Schlag ins Gesicht. „Wannier? Dat ebbt doch all lang.“

„'n Sleper bringt em rinner.“

„Wat seggst du?“ Die Mutter warf das Kleid auf den Boden, an dem sie gearbeitet hatte, und lief vor die Tür. Da standen all die Kinder zusammen. „Ah,“ meinte Hugo, „veel kann em nich passiert sien, denn he geiht ja nah Alt'na rop, dor möt he doch Fisch hebben.“ Doch das brachte die Frau nicht zur Ruhe. Sie sah mit bloßem Auge, daß es der Ewer ihres Mannes war, der von einem Dampfer im Schlepptau grade am Finkenwärder Loch vorüberfuhr. Da schrak sie heftig zusammen; am Bord fehlten die Netze, Luken und der Besahnmast war durchgebrochen.

Regine hatte das schon früher bemerkt. Sie ging zur Mutter, legte ihre beiden Arme um den Leib und drückte den Kopf gegen ihre Brust. „Mutter, Mutter, lewe Mutter!“

„Ach, du lewe Tied! wat giwt nu?“ seufzte die Frau auf. Da machte sie Regine los. „Du

bliwst mit de Lütt hier; ick will na Hamburg fohr'n, ick holl't nich mehr ut." Schnell lief sie ins Haus, um sich Mantel und Tuch umzuschlagen; gleich war sie wieder da und kam noch eben mit dem am Stack liegenden Raddampfer „Courier".

Die Sonne war im Verschwinden; rotglühend, goldig spielten ihre letzten Strahlen auf den tanzenden, schäumenden Wellen der Elbe. Der schwere Ponton der St. Pauli-Landungsbrücke bewegte sich auf und ab. Die lauten, ohrenbetäubenden Hammerschläge drüben auf der Werft von Blohm & Voß waren schon verstummt. Nur vereinzelt tutete ein kleiner Schleppdampfer, der die aufspritzenden, rauschenden Fluten mit seltener Geschwindigkeit durcheilte.

Näher kam der Dampfer „Stade", von einer Lusttour nach Harburg zurückkehrend, lauter, deutlicher klang das Lied übers Wasser herüber: „So scheiden wir mit Sang und Klang..." Dann zogen die fröhlichen Ausflügler ihre Taschentücher hervor und winkten ihren auf der Brücke stehenden Angehörigen zu. „Hurra! Hurra!" scholl es von beiden Seiten.

Zur gleichen Zeit bewegte sich von der Straße

ein trauriger Zug: vier Männer trugen einen schlichten, schwarzen Sarg. Sie kamen mit langsamen, gleichmäßigen Schritten über die Brücke. Doch auf dem Ponton brachte sie das ruhelose Schaukeln aus dem Takt; unwillkürlich griffen sie auch mit der zweiten Hand zu. Der kleine Raddampfer „Courier" verschwand fast neben dem hohen Ponton. Fast senkrecht mußten die Männer den Sarg hinunter gleiten lassen. Wie er krachend auf Deck aufstieß, brach die weinende Frau, die immer hinter dem Sarge hergegangen war, mit lautem Aufschrei zusammen und stützend geleitete man sie hinunter. Neben dem Sarge brach sie abermals in die Kniee. Laut weinend und schluchzend ließ sie dumpf ihr Haupt darauf fallen, und war bestrebt, sich mit beiden Händen die Ohren zu verstopfen...

Der Harburger Dampfer hatte unterdes angelegt und nun zum Schluß spielte die Kapelle auf der Kommandobrücke: „Deutschland, Deutschland über alles". Mehr denn fünfhundert Kehlen stimmten ein.

Unter diesen Klängen setzte sich der kleine Dampfer mit der Leiche des Fischers Mewes fauchend und pustend in Bewegung.

Dort hinter dem großen, grauen Eisschuppen, auf der Drabenau befand sich ein Werftplatz. Fischerewer und Kutter lagen auf den Helgen.

Dicht am Ufer lag der alte Fischerewer. Tief hatte sich der Kiel in den Schlamm eingewühlt, aber auf der schrägen Fläche war er schließlich doch umgesunken und lag nun, nach der Mitte des Grabens zu, auf der Seite. Er war gänzlich abgetakelt, keine Luken, keine Taue, überhaupt nichts Loses befand sich an Bord. Das Deck war dicht mit Schilf belegt, damit es in der Sonne nicht gänzlich austrockne.

Da bemerkte ich auch den Knecht über den Deich kommen. Einen derben Krückstock in der Rechten, humpelte er heran.

„Guten Tag, Hinnick!“ rief ich ihm zu.

„Goden Dag ok! Ick mutt mi dat oll Unbeert doch noch 'nmal ankieken.“

„Nun? Geht's etwas besser?“

„Na, dat muß ja nu man gehn. Ich bün gestern erst vom Seemannskrankenhaus gekommen. — Ah, dat wär ok een harde Tour!“

„Ja, der Seefischer hat einen schweren Beruf. Doch dies ist einer der schlimmsten Fälle, oft kommt das nicht vor.“

„Von de slimmsten, junger Mann? Von Schippbrüch, wo wie överhaupt Nahricht von hebbt,

dat sünd nie de slimmsten, von so'n giwt keen Gott uns Nahricht."

Er kam ebenfalls an Bord und besah sinnend den Ewer. „Nee, nee, du olle Kasten hest doran keen Schuld, beder har't ok keen Kutter utholn..."

Er setzte sich nach einer Weile platt auf Deck und stemmte die Füße gegen den Rand.

„Wie kam es denn, daß man den Fischer mit seinem besten Anzug in der Koje tot auffand?"

„Ja, ja! Keen har dat dacht, as wie so vergnögt nerden dol seilten? Wir hatten grad 'n feinen Westenwind, der olle Kasten war ornlich weder jung un hewt sick aus'n Wasser, ganz stolz, wenn 'nmal sonn' Welle ankam. De Fischer — weer ok noch nich öller as ick — der lacht nu vergnögt, un meint so: ‚Mit sonn' Fohrt kun'n wi ok mal 'n ersten Pries gewin'n'. — Den ersten Tag war's auf See auch noch schön, guten West, grad' so, daß wir immer in schlanke Fahrt fischen konnten. Aber 'n nächsten Tag, mit de Sonn' kam ein richtiger Sturm auf. — Na, de wär nich slecht! — Die Wellen gingen hoch und uns' alter Ewer immer wie 'n Proppen obenauf. Nee, nee, he let sick nich ünner kriegen! — Er danzt jümmer; aber der Storm macht' auch in der Takelag' ein' feine Pfeifmusik, daß da Ein' wohl nach danzen konnt. — Mänichmal weert, als quiekten junge Ratten, und denn, als ob de Orgel in'e Kark speelen däh. Und

wenn er nu so von ein' Well auf die and're fiel, denn knackt der alte Kasten, als hätt' er sich 'n paar Rippen gebrochen. Abers, he höll sick doch fuchtig!"

Eine ganze Weile schaute er nachdenklich auf den Ewer und seine Hand spielte im Schilf. Mehrere Male schüttelte er leicht mit dem Kopf.

„... Wir hatten unse Seils gerefft un mußten unser Netz einholen, wenn's uns nich verloren gehn sollt'. Das is denn bei son'n Storm jümmers 'ne gräßlich Sook. Ich stand da hinten am Steuer un hatt' meine liebe Not, das Ding in 'n Richt to hollen, denn die Well'n werfen das man so, immer von ein' Seite auf die and're. Das Netz hoch winden, da mußt' ich aber nu doch mit helfen. Ich setz' den Swengel fest un geh mit an die Winde. Lütt-Hinnick, uns' Koch, uns' Jung — Se kenn' em jawoll? — na, de trög dat Tau dörch, ick op de een, un Fischer Mews op de anner Sied vun de Winn'. Wir mußten nu unse ganze Kraft brauchen, und alle Augenblick uns mal verpusten."

Er schwieg wieder eine Weile.

„Denn käm't. Keen har dat dacht! Wir hatten nämlich das Netz schon 'n gut Stück heraus, un es ging schon 'n bischen gauer. Nu wer't keen schönen Drohm miehr; nee, de wer nich schön! Wir wollten recht noch 'n paarmal schnell 'rumdrehn un uns denn wieder mal verpusten. Aber bi dat so Snell-

rümdreihn sleiht de Stopper t'rüch, wi kunn't nich holl'n, dat Nett seilt dahl, Lütt-Hinnick un ick kugelten uns up Deck, aber der Fischer kreeg noch een'n Slag in'n Nacken vun den t'rüchsusenden Dreiher, dat he man gliek's so bieliggen bleew — Na, wi hülpen em op un as he sick so an'n Grotmast höl, dunn summelt he so: ‚Ick hew g'nog'.

‚O wat!' segg ick: ‚goh he man dol und wasch sick denn Kopp 'n bitten mit Spriet.'

‚Helpt all nichs mehr,' grummelt he noch för sick henn, gung aber doch in sien Koje. — Eben stand ich nu wieder am Steuer, da kommt Lütt-Hinnick un seggt, daß das Netz verlor'n ist un die vör'ste Luk' över Bord gohn wör. ‚Na,' segg ick to em, ‚denn lot uns man de Lappens bargen.' Ick sett dat Stüer fast, un wi fierten dat Grotseil dohl. Dat is nu nich so leicht beim Storm, dat kost't ein orrendlich Stück Arbeit, die Tau'n waren so steif un klammig, die Sleifen so fest zugezogen... genog: wi harn uns' leew Not, dat Seil an Bord to holen, jümmer trög uns de Storm dat weder ut de Han'n. Sließlich gung't doch, un so got, as dat nu gohn wull, wür't 'n bitten tosom bünzelt. Knapp daß wir damit fertig sünd, da kommt auch der Fischer wieder aus seiner Koje. Dunn wuß' ick all gliek's, wat los wär. Er hatt' sich gewaschen un sein Sonntagszeug angezogen. Lütt-Hinnick verfiehrt sick nich slecht, he kreeg 'n blassen Schreck,

wür meist so utseihn as de Fischer. De holl sick man jümmers an de Tau'n fast, alleen stohn kunn he all nich mehr.

‚Adschüs Hinnick,‘ sagt er noch so zu mir un drückt mir die Hand. ‚Wenn du an Land kummst, denn greut man mien Fro un mien Kinner, ick war se woll nich weder to seihn kriegen.‘‘ —

Der Knecht legte sich über Bord und sah auf den grauen, geborstenen Schlick. Es hatte zu fluten begonnen. Mit leisem Geräusch, kleine, weiße Schaumbläschen aufwerfend, drang das Wasser in die Gräben.

„Ich hätt' ihm ja gern noch 'n Wort gesagt, aber dat bleew mi in de Kehl besteeken. — Ich drück nur seine Hand un kukt' in die See. Zu Lütt-Hinnick sagt' er da noch: ‚Wenn du mal eens in de Kark geihst, denn be'e för mi mit‘. Denn ging er wieder runter in die Koje. Dor hett he denn Dod ruhig afteuwt — sien Loger wor nich een bitten verrammelt.“

Er wischte sich mit einem großen roten Taschentuch den Schweiß von der Stirn. Erst nach einer ganzen Weile begann er wieder.

„... Je, dat is nu so, man weet nicht, is dat würklich wohr, oder hew ick dat bloß dröhmt? — oder mi inbild't? Der Fischer glaubt' ganz fest, er mußt' sterben, legt sich hin und stirbt, bloß weil er's sich eingebildet hat. Nu heißt's woll: Der ist

tot! Nu, das is: er snackt nich mehr mit uns. Nu dat deiht son'n Dodigen ok nich. — Tum Deubel aber, ut nichs wart nichs! Son'n Minsch is aber doch wat, wat wart denn ut em? — Wat is Dod? wat is Leben? Nichs is't! een wie't annere! Wi dröhmt alles blot. Son'n Minsch dröhmt sien Leben, wokt op, un wie seggt, he is dod. Wer de Drohm slecht, is dat Opwaken got, wier he got, is dat Opwaken grusig. — — Na, um dorop t'rüch to komen. — Als nu der Fischer weg war, schickt' ich Lütt-Hinnick nach vorn, um die Fock runter zu fier'n. Eben is der gegang'n, da seh' ich nu da hinter mir auch schon son'n Undeert ankamen, solche Sturzsee mein' ich. Willst Lütt-Hinnick doch Bescheid sagen, denk' ich, und setz' das Steuer fest. Da kömmt das Ding aber schon an. Ich ruf' nu so laut, as ich kann: ‚Hinnick, kiek ut!' Dor seilt's ok all över Bord. Noch eben konnt' ich die Rullschien fassen, sünst har's mi mitnahm'n. Vons Schaukeln reißt sich nu auch noch der Steuerswengel los, un grad, als ich zugreifen will, da neiht he mi gegen dat Been, dat mi Hür'n und Seih'n vergung. — Perdansch föhl ick henn, opstohn kunn ick nich mehr, — — Ich dreh mich nu, daß ich mit 'n Rücken platt aufs Deck zu liegen komm' und halt' den Steuerswengel mit beide Hände umfaßt. ‚Hinnick! Hinnick!' ruf' ich nu so doll, als ich kann, aber der Storm is noch doller geworden,

der läßt mein Rufen gar nich aufkommen. Dat hult un brummt in't Takelwark, de Schoten wär'n losreeten un flögen hen und her, de natten Tau'n klatschen gegen de Masten un de Planken breuken und knackten, as wull de oll Kasten in 'ne Grund gohn.

Aber he höl de Ohrn doch stief. — Denn nahm ich nu noch einmal all mein bischen Kraft zusammen, un ruf wieder: ‚Hinnick! Hinnick!' Aber nichs let sick hörn, nichs let sick seihn. Nu wußt' ick, woran ick wier — ick wär alleen. — So lag ich nu, das Gesicht nach oben, un sah de düstern Wolken so dicht öber die Masten hengehn, as wollten sie die Windfahn' von de Spitz holen, die sick in einemfurt hin und her dreiht; und darbei piept s', als ob sie schreien tat as son'n lütt Kind. Dunn dacht' ick an Lütt-Hinnick, de sick viellicht in grod deselbe Minut mit dat Soltwater afsofen deh... Na, helpen kunn ick em ja nich. — Denken mag ick all nich daran. Das is nich wahr! segg ick mi ümmer: mi hett dat blot dröhmt. Ich weiß ja auch nich, ob ich nur würklich hier sitz oder dod bin un nu weiter träum'. Wer weiß denn, was der Fischer jetzt träumt? Zwischen uns sehn wir ihn nich, un doch snacken wir viellicht all mit ihm in seinem Traum. Wi dröhmt, he is dod, worüm kann he nich dröhmen, dat he lewt? Es is nich wahr, dat ich auf See drewen hew, auf dies'n alten Kasten, mit'n

tweies Bein, de Fischer dod in de Koj' und kein' lebendige Seel' an Bord as ick. So mutterseelenallein lag ich auf Deck von dies'n Ewer, der all seine Netten, seine Hütt' un die Luken verlor'n hat, un mit'n gebroch'n Besahnmast noch ümmer hin un her gekeilt wird, da is dat doch ganz gewiß, daß in de nächste Minut der Dod kamen mußt'. Un er is gekommen! Ja, ja, he is komen! segg ick. Bie 'n Harten föt he mi toerst an, das war ganz kalt in mien Bost, un denn fühl' ich's ganz dütlich, wie's ümmer höger kam. Ganz sacht slickt sick dat bie mi in. Dann war ich nich mehr auf See, mir wurd' so licht, so woll. Das war nich mehr das harte Deck, worop ick lag, das war so week und schaukelt so schön, immer höger drägt et mi, bis ich mit'n Kopf in'ne Wolken verswin'n däh... un dat summt alls um mi rum... Dat mutt de Dod west sien!" —

Er saß still und blickte stumm vor sich hin. Seine durchfurchten Mienen schienen zu verraten, daß sich der tiefe Seelenkampf noch einmal in seinem Innern abspielte. Mir war's, als müßt' ich ihm Worte des Mitleids, des Trostes sagen, und doch schien mir alles so gewöhnlich, trivial, inhaltlos, was ich ihm sagen konnte. Bitterer Lebensernst sprach aus seinem trotzigen, wetterharten Gesicht, und der Mann wollte träumen. Endlich fiel mir Descartes ein.

„Hinnick, Sie denken doch jetzt darüber nach, ob Sie geträumt haben oder ob es Wahrheit ist. Sie denken! Also müssen Sie doch existieren. Daß Sie wirklich sind, daran werden Sie doch nicht zweifeln.“

„Hm — denken — hm, denk ick denn mit de Hann? mit de Feut? oder ok nur mit'n Kopp? Mit dat bitten Gripps, dat wi im Kopp hebt? — Ja, etwas muß woll da sein, sunst kunn'n wi ja auch nich träumen. — Nee, nu soll ich hier so ruhig sitten auf demselben Ewer, mit dem ich in die Wolken rinner fahren bin? wo mir schon so licht war und woll un ich kein Glied mehr fühlte? Un nu soll dat een wohr sien und dat anner ok? —Nee, een is ganz gewiß nich wohr! — viellicht is beides nich wohr. — As ick denn Dokt'r fragen deh, wi ick denn herkam wär', dunn meent he, 'n Kohlendamper har denn Ewer driewend up See fun'n, un em rinner slept. Dat hett ja wieder nichs Wunnerliches an sick; aber wat sünd överhaupt anner Lüd? Doch blot mien Drohmgestalten, un wat se spreekt, kummt all ut mi selbst. — Alls wat achter uns ligt, is Drohm, wat vör uns ligt, is Dod, un wat wi sünd, is — nichs!“

Still träumte er vor sich hin. Ich wagte ihn nicht zu stören. Der war nicht mehr zu überzeugen, er hatte sich zu tief in Zweifel hineingewühlt. Für ihn hat René Descartes seine mühsam aufge-

bauten Grundlagen der Philosophie umsonst geschrieben.

Eine ganze Weile saßen wir stumm nebeneinander. Dann hörte ich ein leises Rauschen im dichten Laubwerk der drei mächtigen, weit über den Strom hinaus hängenden Weiden. Jetzt knirschte ein Boot auf dem Grund, es polterten Riemen.

„Hallo, Lina, nu sitt wi op 'n Grund. Wi bliewt hier sitten, bit wi flott ward, dat Water löpt ja op.“

Ich bog mich etwas vor und durch eine kleine Lücke im Geäst erkannte ich Lina Brandt und Joch'n Meisterknecht in einem Fischerboot. Sie mußten uns nicht bemerkt haben. Joch'n legte sich über Bord, um zu sehen, ob das Wasser nach vornehin noch flacher werde.

„Dat könt wi ruhig afteuwen, dat wart nich lang dur'n.“

Nach meinem Gefühl hatte er aber unzweifelhaft das Boot mit Absicht in dies lauschige Versteck getrieben.

Als er über das erste Sitzbrett stieg, um sich neben Lina zu setzen, erhob diese die Hand gegen ihn: „Nee, bliew du man vörn, un ick bliew hier achter up 'e Plicht sitten. Sünst warst du mi to driest.“

„Ah wo, hew di man nich so, büst doch keen

Zierpopp.“ Er setzte sich dicht neben sie und legte seinen Arm um ihren Leib.

„Nee, nee,“ sprang Lina auf, „denn aber nich anfaten. Du büst ok so unnasch hüt.“

Er stand gleich neben ihr und ließ nicht ab. „Wat denn, unnasch! Kumm, Lin, kumm, sie nich gnadderig.“

Beide Arme legte er um sie und preßte sie fest an sich, und heiß drückte er seine Lippen gegen ihr Gesicht.

...Ob die nun wohl an ihrem körperlichen Sein zweifelten? Gewiß nicht! Sie würden lachen, wenn man ihnen sagte, daß sie träumen.

Sollte nicht etwa des Fischers Frau, für die er zu sorgen, sie zu trösten sich vorgenommen, den Knecht einmal an die Wahrhaftigkeit seiner Existenz glauben machen? — — —

...Heute weiß ich's: sie hat ihn überzeugt!



Die Köksch

Eine Skizze





Keine Stadt hat so saubere dralle Köchinnen oder „Köksehen" aufzuweisen als Hamburg. Wenn sie in ihrem hellen Kattunkleid, das bei jedem Schritt von Stärke knittert und rauscht, über die Straße eilen, reißt jeder Fremde verwundert die Augen auf. Tragen sie dann noch die bekannten „Mützen" — ein großer Teil hat diese in letzter Zeit als „Sklavenstempel" verworfen (leider!) — und lassen die kurzen, aufgebauschten Ärmel ein paar starke, gesunde, runde Arme frei, so lacht selbst dem Hamburger das verwöhnte Herz im Leibe. Das ist die echte Hamborger Köksch, die wir lieben, mag eine kleine Anzahl Hochtrabender noch so sehr dagegen wettern.

Diese echte Sorte hat aber nicht nur Murr in den Knochen, sie hat auch Haare auf den Zähnen.

Und davon ist die Anna eine, die forsche Anna, die obendrein noch Mut im Leibe hat.

Gestern abend, als sie die Küche in Ordnung hatte und sich selbst auch ein wenig ausstaffiert, setzte sie sich auf den schlohweiß gescheuerten Trittstuhl und sann über ihr Schicksal nach. Und zwar weilten ihre Blicke träumend auf dem Ringfinger der linken Hand. Sie war schon einmal verlobt gewesen. Warum nicht? Gilt es vom Manne: „Wer niemals einen Rausch gehabt, das ist kein braver Mann!“ — so für sie noch viel mehr: „Wer niemals einen Ring gehabt, das ist kein braves Weib!“ Aber wenn sich so'n Mann denn absolut nicht kuschen will, dann nicht! Da läßt sie ihn laufen!

Zwei harte Steine malen schlecht, und Anna ist ein sehr harter. Sie kann nur einen Mann gebrauchen, der ihr das Regiment gutwillig überläßt. Er wird nicht schlecht dabei fahren; denn sie versteht den Kitt — heißt: die Arbeit, und weiß in der Welt Bescheid.

Nun ist es aber wieder durchaus natürlich, daß diese weichlichen Männer sich ungern an ein so hartes Stück, wie es die Anna ist, heranwagen. Selbst dann zagen und zaudern sie noch, wissen in ihrer langsamen Art die Gelegenheit nicht wahrzunehmen, sich der forschen und schnellen Maid zu erklären, wenn sie es längst eingesehen, daß ihnen gerade diese Hälfte zum sicheren Fortkommen fehlt.

Die elektrische Klingel riß sie aus ihrem Denken auf.

„Goden Obend, Tütendreiher! Dat sull doch erst to morgen freuh sien. Na, denn man rinn!"

Der breitschultrige, gutmütige Mensch schleppte den schweren Korb mit Krämerwaren in die Küche. „Tütendreiher," hatte sie wieder gesagt! Warum mußte sie ihn nur immer foppen? Aus allen Ecken seines großen Herzens hatte er sich sein bißchen Mut zusammengesucht, um ihr heut abend den ganzen Inhalt auszuschütten. Dies war nun schon der zweite Dämpfer.

Anna staute alle gefüllten Düten sofort in den Schrank oder schüttete den Inhalt in einen der blaugemusterten Krüge.

„Worum bringt dat denn de Jung nich? He is doch nich krank?"

Er ließ sich auf den Stuhl nieder und folgte ihrer Tätigkeit mit großen Augen. Donnerwetter! Wenn die ja sagen würde, die wollte den Kram schon haltern. Und dann würde sein Vater auch mit dem Gelde rausrücken!

„Hm? Is he krank?" fragt sie nochmals, weil er gar so stumm dasitzt.

„Nee, nee, krank is he nich."

„So — dat wär' ok woll 'n bitten veel för em. Wi kriegt hier nämlich Besеuk, un deshalb mut ick all'ns so'n bitten weder opfülln. Denn bruk ick

doch nahher nich um jeden Dreck över de Strot."

„Nee — hm — dat's wohr. — Wi harrn dat ja ok gern herbrögt."

„Na, dat is ober beter, wenn de Loperie nich nödig is."

Er schaut auf die blitzblanken, kupfernen Behälter, die oben auf dem obersten Bort stehen; er sieht auf den schneeweißen Marmorboden, auf die blinkenden Messingteile des Herdes. Wie war das alles instand! Ihm wurde es hier so behaglich, daß er sich zurücklegte und mit halboffenen Augen träumte. Außer der Tätigkeit Annas hörte er die Küchenuhr ticken und die Gasflammen singen, und dies alles machte ihn immer müder, träumender, daß er bald seinen Vorsatz vergessen hätte.

„Ick — Anna — wulln Se nich bald — ick mein man so — ob Se nich bald heiraten wulln?"

Anna lachte hell auf.

„Aber gewiß will ick heiraten! Gewiß! Wenn ick bloß erst 'n Mann har. Mien Beden möt doch mal helpen:

Alle Morgen früh,
fall ich auf die Kniee.
Lieber Gott! Hör mir doch an
und geb mir bald einen Mann!
Hest du ok keen Swattkopp mehr,
Ei, so gew den Rotkopp her!

Aber so'n Prüntjehöker dörf dat nich sien, de mi jeden Dag Kandis verspricht un..."

„Dunnerwetter! Den hew ick weder vergeten! — Dat is doch ok rein to dull!"

Der Prüntjehöker hatte ihn wieder mächtig angepackt. Ob sie das im Ernst meinte?

„Dat — dat Se mi bi jede Gelegenheit gliecks utlachen dohn, dat — deiht mi leed, kann ick nich recht find'."

„Na, na! Se kamen mi öberhaupt hüt ganz anners vör. Is wat nich in Ornung?"

„Ja, ja..."

„Ja. Aber 'n bitten komisch kamen Se mi vör. Hebben Se sick woll argert?"

„Ja, gewiß hew ick mi argert! Wat hett de Kerl mi gliecks optoschrieben! Son'..."

„Werker hett Se opschreeben?"

„Ach, dat wär hier eben; hier an de Eck von Goosmark un Dammdohrstrot. Ick hew den swer'n Korw op'n Nacken un goh ganz richtig op'n Fohrweg. Dor staht dor aber so veel Lüd, de all in'e Bohn stiegen wölt, un ick will doch nich stunn'lang dor stohn un lur'n; na, ick pett denn eben mal son' kein Schreet lang op'n Trittewor. Gliecks fött mi ein an' Rocksarm un röpt, as ob ick dow wär: ‚Wie haißen Sie??'

Ick dreih mi um: ‚Wat is denn los?' segg ick.

‚Ich frage Sie, wie Sie haißen?!'

‚Wat is denn los? Wat is denn los?‘ segg ick.

‚Sie sünd hier auf'n Trittewar gegangen,‘ und dorbi wiest he mit'n Bleistift an'e Eer, as wenn he de Börgermeister wär.

‚So,‘ segg ick, ‚denn kann ick ja weder dahl gahn,‘ un will ok all runner petten. Dor treckt he mi weder trüch un seggt, ick soll keine dumme Witze machen. Na, ick segg em denn mien Nam und goh.

Nu seggen Se mi mal, wat hett de Kerl mi optoschrieben?“

Annas Mut und Tatkraft war bei dieser Erzählung erwacht und wegen der Ungerechtigkeit aufs höchste gestiegen.

„Wat? De Kerl! Son'...! Na, teuw! Denn will ick mi mal ansehn! Dat dörft wi uns nich gefallen laten! Son'...! son'...!“ Sie lief schimpfend in der Küche immer auf und ab. Für einen Mann, der sich so was ruhig gefallen ließ, mußte sie einspringen! Und besonders, wenn es der gutmütige Kruckkrämer... Na, einerlei! Sie wird sich so was nicht gefallen lassen!

„Denn Korw! Denn Korw bring ick trüch! Un op'n Trittewor will ick gohn, ganz hen! Mal sehn, wer mi wat seggt!“

„Nee, nee, dat geiht nich. Dat kann ick nich leiden. Eegentlich har he ja ok ganz recht, aber he har mi doch dat in' annern Ton seggen künnt. Se

söll'n sick dorüm nich in'e Patsch setten. Geben Se denn Korw man leiber her."

Aber Anna war im besten Fahrwasser. Sie wurde bald grob, selbst gegen den, den sie eigentlich schützen wollte.

„Röhren Se mi nich denn Korw an! Denn bring ick noch hüt Obend trüch. Wi hebbt noch 'n Barg olle Zeitungen hier ling'n, un dormit will ick em vull packen, bit boben hen! Dormit will ick op'n Trittewor gohn! Is deselbe Kerl noch dor, denn renn ick em um! Renn em um, dat he op'n Rück' to liggen kümmt!"

Alle beschwichtigenden Worte des guten Menschen halfen nichts. Seinen Vorsatz mußte er bald aufgeben und geduckt, ohne den Korb, heimschleichen. Hätte er ihr die Sache doch nur nicht erzählt! —

Nicht viel später schleppte Anna den schweren vollgepackten Korb die Dammtorstraße entlang, dem Gänsemarkt zu. Das Korbgeflecht piepte bei jedem Schritt, den sie tat, aber sie trat kräftig vorwärts und benutzte immer die Mitte des nur schmalen Trottoirs.

Ihre Arme liefen bei dem naßkalten Wetter rot auf, als wolle das unruhige erregte Blut die Haut sprengen. Man konnte glauben, es würde sieben Meilen gegen den Mond spritzen, pikte man ihr mit einer Nadel in den Arm.

Allerdings, wer das gewagt hätte, würde in

den nächsten Minuten die Engel im Himmel singen gehört und Annas derbe Hand gefühlt haben. Ebenso stand ihr der Zorn auf dem roten Gesicht geschrieben, und alles ging ihr gern aus dem Wege.

Ein Arbeiter, den sie unsanft angestoßen, fragte sie lachend:

„Hallo, Mine, kann ick 'n bitten in dien Korw sitten?“

„De is all ganz vull Löpels, dor geiht kein Sleiw*) mehr rinn!“ Sie warf ihm die Antwort ins Gesicht und eilte nur noch erregter weiter. Wenn ihr doch so einer in den Weg treten wollte! Dem wollte sie bei: freies Leben! Hamborger Köksch is ok kein Hund!

Richtig! Aus der Buchstabenstraße — wie Anna stets die ABCstraße nennt — kommt ihr eine blanke Uniform entgegen. Ihr stieg die Wut wieder bis in den Hals. Der sollte sie bloß anticken!

Und er kam auf sie zu.

„Du, Mile, goh mol eben 'n bitten von'n Trottewor dol. Süh, ick dörf dat nich lieden. Ick verswinn hier gliek bie 'n Valentinskamp um 'e Eck, denn kannst ja weder ropgahn.“

Da stand Anna da, wie aufs Auge geschlagen. Sie setzte den Korb hin, sah sich den Menschen

*) Füllöffel; zugleich so viel wie Rüpel, frecher Mensch.

genau an, schlug mit den Händen zusammen und stemmte die Arme in die Seiten.

„Süh! Dat lat ick mi gefalln! Dat is doch mol 'n Hamborger Jung!"

„Dat's 'n Büx! Kennst denn ‚blauen Lappen'? *) — Junge! Junge! Hest du 'n por Arms." Dabei konnte er es nicht unterlassen, sie zu drücken und zu kneifen.

Anna befolgte ihren alten Erfahrungssatz: Von 'n ehrlichen Minschen darf man sick girn mol kniepen loten!

„Na, denn atüs, Mile; un teuw man, bit ick um de Eck bin."

Anna sah ihm staunend nach, dann nahm sie ihren Korb wieder auf und schritt über die Straße, durch den Hemdsärmel in die Königstraße. Da war sie dann bei dem Krukkrämer angelangt.

Der empfing sie voll banger Ahnung. „Na, wo is 't afgohn?"

„Ah, fein, großarbig! Ji Mannslüd weet doch ok mit gor nix farbig to warden. Mi wull de Konstobler denn Korw noch mit anfoten helpen. Ick segg jo: ick mutt man komen! denn geiht de Krom immer."

„Na, wenn dat man wohr is. — Dat möten

*) Enger Gang in der Hafengegend.

S' mi vertellen; setten Se sick man op den Stohl, he is 'n bitten wackelig, aber hüt abend ward he sachts noch holln."

„Könt wie gliecks probieren." Plumps! ließ sie sich auf den Stuhl fallen, der unter ihr krachte; doch er wagte nicht zu zerbrechen, und Anna erzählte ihre Begegnung. Natürlich mit reichlichen Zutaten, die sie zur Heldin machten.

„Na, wenn Se denn immer so 'n Glück haben, denn —"

„Glück haben? Nee, Hein! Mot, Korosch hew ick!"

„Na, jä — wenn Se denn immer de Korosch hebbn, denn — denk ick — — — Na, Lütt, wat wullt du denn?"

Ein kleiner Kunde mußte ihn nun stören. Es war in ihm zum festen Entschluß geworden: heut abend wollte er sich ihr erklären! Er gab dem Kleinen die geforderten „Boltje" und war froh, als er wieder mit Anna allein war.

„Ick meen man, wenn Se so veel Korosch hebben —"

„Jo, dat hew ick jo bewiest. Ober sall ick Ihnen mol watt seggn? Se kaun dor an een Saak rum, un kön' dor nich mit to Stand komen. Ick hew dat jo all langs markt. Sall ick Ihnen mal 'n bitten helpen?"

„No, jä — wenn Se dat dohn wulln. Se kön'n ja ok alls so god."

Wer da hätte lauschen können, der hätte gehört, wie eine Hamborger Köksch allen emanzipiertesten Frauen weit voraus ist. Sie kleidet sich nicht etwa äußerlich wie ein Mann, dringt auf Studium und Wahlrecht: sie packt das Leben frisch an, und — wo der Mann stockt, greift sie ein. Warum nicht auch bei der Brautwahl? Warum soll eine Hamburger Köksch sich nicht ihren Bräutigam selbst wählen dürfen? Für das Wahlrecht war Anna jedenfalls zu haben!

„Hör mol to, min Jung, du gefölLst mi ja all lang. Ja, alles wat recht is. Sünst har ick mi ock nich immer so lang ankieken loten, denn för dat Ankieken mit so lurige Oogen bün ick ganz un gor nich. Leeber mol toslan, ick will mi woll wehr'n. Wenn du mi wullt, worüm süll ick nich jo seggen? Gewiß! segg ick, hier, nimm min Hand! Wenn du wullt, ok alle beide, da!"

Und Hein ergriff sie freudig — alle beide. „Jo — jo — jo —" stammelte er ein über das andere Mal. Er sah sie wieder so „lurig" an und machte Miene, sie an sich zu drücken, aber — die Toonbank stand zwischen ihnen. Da besann er sich auf seine Manneskraft — denn er hatte nicht umsonst den breiten Buckel — und hob das gewiß nicht

leichte Stück mit einem Wuppdi auf die Toonbank. Da saß sie.

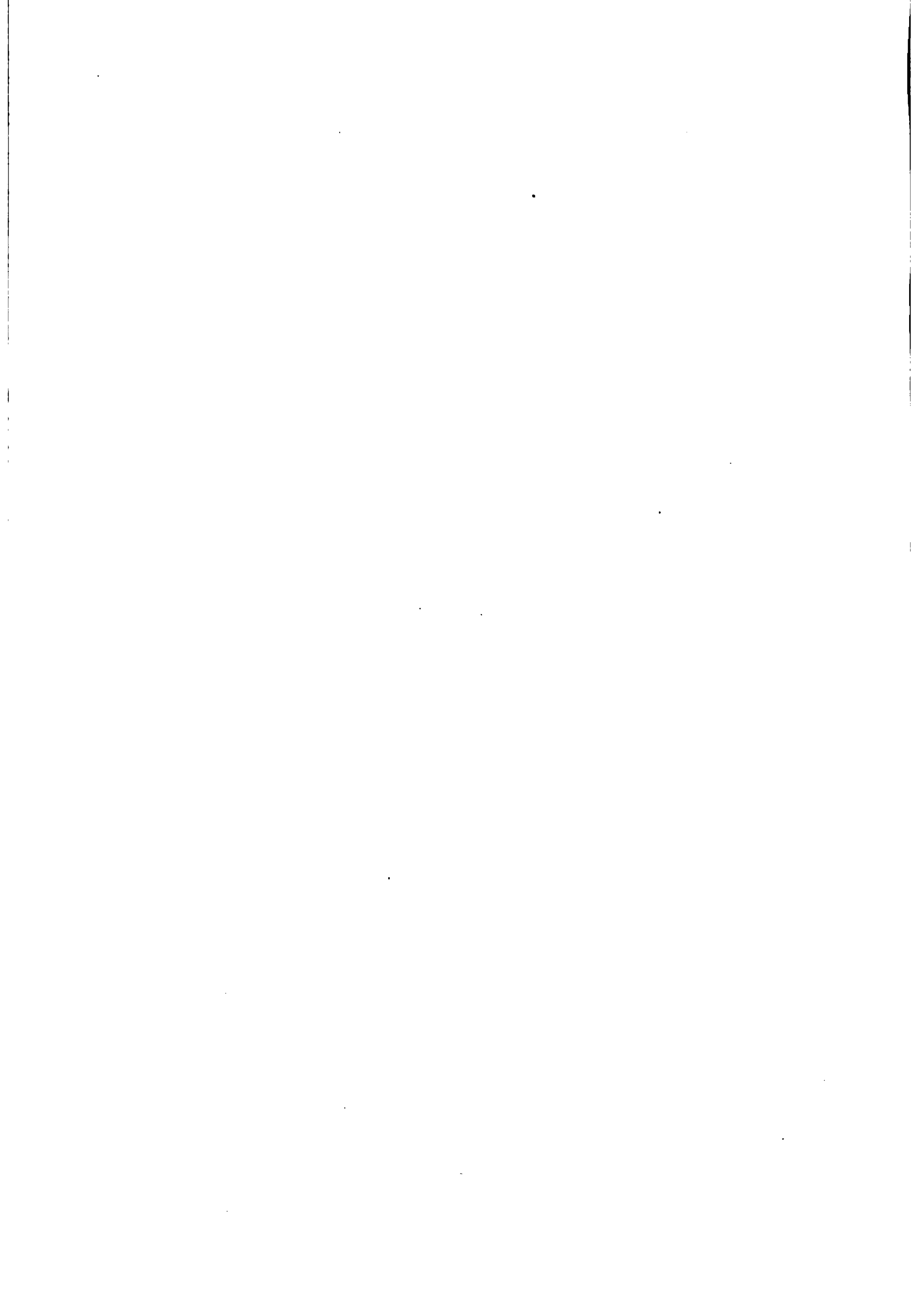
Anna lachte und war über diesen seinen Kräftebeweis so erfreut, daß sie ihn umschlang und ihm den ersten Kuß gab.

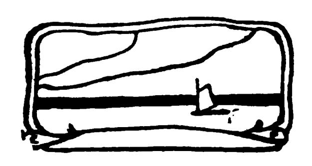
Sowas tut nur eine Hamborger Köksch.



Nordwest-Sturm

Hamburger Skizze





Vor einer Wirtschaft auf dem Schaarsteinweg stand Mile und ließ sich vom Sturm an den Röcken zausen. Krampfhaft hielt sie das Kopftuch auf der Brust zusammen, fest biß sie die Zähne aufeinander. Ihr Gesicht war fahl, ihre Glieder zitterten, ihr Atem ging schnell.

Sollte sie hineingehen? Hinein in die qualmige Stube, in den erregten Lärm und den — Gestank? — Ja! Gestank! sagte sie sich fest, denn der Geruch in einem Wirtslokal legte sich ihr jedesmal auf die Brust, wenn sie nur daran vorüberging. Drinnen aber würde sie ersticken!

Und es hat doch die Mutter — heißt: Heins Mutter — noch besonders zu ihr gesagt: „Ober goh nich rinn! Dat könnt de Kerls gor nich verdregen, wenn man se ut de Wirtschaft halt. — Lot em man, he ward all to Insicht kam'n."

Mile ging vor dem Lokal auf und ab, der Sturm heulte durch die enge Straße; die Fenster klirrten, und juchend und kreischend wehten Weiber und Kinder an ihr vorüber.

Bum! — Es dröhnte ein Warnungsstoß vom Stintfang. Weit trug ihn der Wind fort, übers Wasser, durch alle Straßen.

Zugleich Lärm und Klatschen in der Wirtschaft. Mile horchte. Es sang jemand; es war Hein, sie erkannte seine Stimme:

„Son lütten Amazonenhot
Ziert jetzt denn Damenkopp.
Is wie een Botterteller grot,
Kleed nüdlich jede Popp!
Bloß olle Schachteln steiht he nicht;
Vörerst enn zuckerig Gesicht,
Denn kleed he wunderscheun.
Juch! —
Junge, das kann woll sein!"

Wieder Händeklatschen und ausgelassenes Bravo! Mile hielt es nicht länger, sie mußte hinein! „Noch 'n Barmbecker för den Sänger!" Sie hörte deutlich, wie man ihn von allen Seiten zum Trinken ermunterte. Und war Hein erst fest im Trinken, dann — — — Herrgott, was sollte sie anfangen?! Da sang er schon den nächsten Vers:

„Drum, lütten Deerns, mokt mit de Mod.
Ehr s' juch veröllern deiht.
Köpt juch een Amazonenhoot,
Een Rock, de stief wegsteiht!
Denn schafft juch 'n hübschen Minschen an,
De düchtig mit juch danzen kann;

Wiest em de slanken Bein!
Juch! —
Junge, das kann woll sein!"

Sie eilte hinein. Mit lautem Jubel wurde sie empfangen. Hein faßte sie um die Taille und wollte mit ihr herumtanzen. Ärgerlich riß sie sich los.

„Hein, kumm to Hus! Dien Mutter sitt dor alleen un hult. Kumm, Hein!" Sie zog ihn am Arm mit hinaus. Draußen weinte sie ihm ein Stückchen vor: „Sieh, Hein, dat fin' ick nu scheußlich von di! Du hest mi seggt, du mußt jeden Groschen spor'n, darmit wi uns unsen Husstand nich ob Afbetohlung holn bruken. Un nu, nu versupst du jeden Penn'. Hein, doh mi doch denn Gefalln un kom mit mi noh Hus."

„Ick will di mol wat seggen, Mile. Wärst du nich rinn komen, ick wär bald to Hus west, ober nu hest du mi vor all de Kollegen rünner mokt —."

„Ick hew doch keen Wurt seggt, Hein!"

„Dat wär all grod genog! Wenn ick nu nich wedder rinn kom, denn uzt se mi op Schritt un Tritt, de ganze Week. Greut Mutter un segg, se sall das Plinsen man nohloten."

„Hein, Hein! Goh nich! Du hest't selber seggt, wie dien Vadder to Schoden kom'n is. Wenn du nu hüt obend so veel drinkst, denn kannst

du di morgen nich op'n Schutenrand holn. Un denn passiert wat. Hein! Goh nich!" Sie weinte und hielt ihn mit beiden Händen krampfhaft an seinem blauen Flanellhemd fest.

„Mok hier keen Opseihn! Lot mi los! Mile, ick segg di dat in' Goden!"

„Goh nich weder rinn noh de Supbood, Hein! Du weeßt doch, wie dat mit uns steiht — un Mutter kann dat ok nich lieden."

„Lot mi los! Ick goh rinn, un wenn 't 'n Dohler kost!"

„Hein!"

„Goh doch weg hier, Deern! Un plins' morgen mehr!" Damit stieß er sie zur Seite und wehte wieder ins Lokal hinein, wo ihn Jubel und Stichelreden empfingen.

Mile ging weinend durch den Schaarsteinweg nach der Wohnung im Eichholz. Heulend strich der Wind über den Schaarmarkt; vom Hafen her schallte fortwährend ein dumpfes Tuten aufkommender Dampfer. Einige Straßenlaternen hatte der Sturm ausgeblasen, andere flackerten nur von Zeit zu Zeit auf, immer nahe am Erlöschen.

Wieder und wieder dröhnten die Schüsse vom Stintfang, Hochwasser kündend. Zugleich ein Zeichen, daß auch der Sturm weiter wüten werde, die Nacht hindurch.

Und während der ganzen Nacht saßen Mile

und Heins Mutter bei einem schwachen Licht wachend und weinend in der kleinen Küche. Es war schon gegen Morgen, als Mile auf dem Stuhl einschlief und ihre zukünftige Schwiegermutter einen wollenen Unterrock sorgsam über ihre Kniee deckte, damit die Braut ihres einzigen Sohnes nicht frieren und nicht erwachen möge.

Traurig betrachtete die alte Frau das blasse, gramvolle Gesicht des Mädchens, und immer horchte sie gespannt, bei jedem Laut auf der Treppe — aber Hein kam nicht und kam nicht.

Wild peitschte der Nordweststurm die brandenden Wogen, spielte mit den grau aufgurgelnden Schaumkämmen und schleuderte kleine Blasen und Tropfen weit aufs Land.

Aufgeregtes Leben herrschte in der Hafengegend. Lärmte schon das schäumende Wasser und schlug aufklatschend in die Jollen und Schuten, so wurde es durch das Tuten, Pfeifen und Klingeln der kleineren und größeren Schleppdampfer noch überboten.

Mitten im Strom, gegenüber dem Staatsspeicher, lag der Südamerikaner „Paraguassu“ und rüstete sich zur Abfahrt. An dem mächtigen Schiffsrumpf spritzten die Wellen empor, aber bewegungslos lag er da. Schwarzer Rauch stieg aus den

Schornsteinen, und geschäftig lief die Mannschaft hin und her. Laut schallten die Rufe der Ewerführer und Stauer: „Hiew!“ — „Los!“

Die Schuten drängten sich um den Koloß, und immer kamen neue hinzu, von denen noch Waren zu übernehmen waren. Des Sturms wegen wagte es kein Ewerführer, vom schmalen Schutenbord aus sein Fahrzeug zu führen; nur einer stolzierte als „süh'st mi woll?“ auf dem schaukelnden Rande munter hin und her.

Es war Hein.

Die ganze Nacht hatte er in lustiger Gesellschaft herumgetrunken, und nun sah er keine Gefahr. Im Gegenteil: er wollte den anderen noch zeigen, wie viel mehr er konnte, als sie alle zusammen. Soweit neckte ihn der Übermut, daß er nicht einmal seine Augen stets nach vorn hatte.

Er brauchte sein Fahrzeug nicht zu schieben, denn der Sturm trieb es den rechten Weg; immer näher kam es dem Rudel der sich drängenden Schuten. Doch Hein machte Kunststücke und benutzte den Haken als Balancierstange.

Dann hörte er durch das Pfeifen des Sturmes einen lauten Warnungsruf: „Hein, holl di!“

Immer noch ulkig, rief er: „Kiek ut!“ und wollte sich umdrehen, — doch da prallte die schnell treibende Schute schon gegen eine andere, und kopfüber stürzte Hein in die aufspritzende Flut.

Heins Mutter lief hin und her in ihrer kleinen Wohnung am Eichholz. Hatte sie ihm doch versprochen, zum morgigen Sonntag „Ochsenaugen" auf den Tisch zu setzen, und die backte sie gewöhnlich schon einen Tag vorher.

„Mutter, hest nich gliefs een fardig?" fragte er vom Bett aus, das in der Küche stand.

„Ach watt, Jung! Nu wißt mi woll ok noch driewen? Lot di man Tiet! Mi zittert de Been ornlich noch, so hew ick mi verfiehrt, as du de Treppen so ropgeklaspert kämst. Dat dor wat nah kom'n deh, gestern obend, dat war so gewiß, as Amen in de Kirch! Worum künnst du denn ok nich hör'n!? Dat is . . . ."

„Nu doh mi bloß denn eenzigen Gefalln un holl di nich länger in 'n Snack op, dat ick endlich mol wat Warm's in' Liew krieg. Verdammi nochmolto! ick kann doch woll int Woter falln, wenn mi dat geföllt? Oder nich? — Na, denn nich, is ok god!" Er warf sich ins Bett zurück und seufzte übertrieben auf: „Och joh! wat bün ick von 'n goden Minschen!"

„Jo, du büst 'n Seel von Minsch, bloß möst dat Supen nohloten!"

„Harrischeeses! Wat wullt du nu eingtlich von mi? Häh? segg mol!" Er schlug mit der Hand auf den Bettskopf und setzte dazu eine Miene auf, als ob er es wirklich ernst meinte. „Wat wullt du nu eingtlich von mi? Wieveel wullt du? Büst

mit 'n Groschen tofreeden? Oder wullt noch mehr hem?"

Mit seinem scherzhaften Aufbrausen erreichte er, was er wollte: seine Mutter lächelte. „Du büst rein utloten; mit di kann man nich eenmol 'n ernstes Wort snacken."

„So? Frog Mile man! frog Mile, wat ick ernst sien kann, wenn wir alleen sind. Wo bliwt se denn so lang?"

„In de Stuw, wo sall se sünst sien? Se taast sick von mien Tüch an. Denn ganzen Morgen is se in Regenwetter rumlopen un hett di söcht. Quutschen natt is so dorbi worden, nu kann se doch nich mit 'n natten Liew rumlopen."

Die Mutter stak einen Löffel voll Teig aus der Kumme und ließ ihn in den Fetttopf laufen. Dann beobachtete sie sinnend, wie der Teig schnell aufquoll und die untere Hälfte braun wurde.

„Nee, nee!" schüttelte sie plötzlich den Kopf: „Een Deel is immer nich genog. Wie licht har dor 'n Unglück passiern kunt."

Mile war eben eingetreten. Die Kleider waren ihr viel zu lang und zu weit. Um nicht darauf zu treten, mußte sie das Kleid vorn etwas heben.

Sie sah in diesem Aufzug so possierlich aus, daß Hein und seine Mutter laut auflachen mußten.

„Kiek, kiek! de drigt jetzt ornlich 'n Sleep. Du sühst di woll all bi lütten vor, wenn mol dicker

warst. Dor sust doch man noch 'n bitten mit teuwen; hest noch lang Tiet!"

Mile war schnell ans Bett getreten und hielt ihm mit beiden Händen den Mund zu. Dann preßte sie ihre Wange gegen die seine.

„Hein, du sähst erst genau ut, as ob du verdrunken wärst."

„Wat ok, 'n bitten verschroden hew ick mi. Denn hewt se mi 'n ornlichen ‚Lebenselexier' gewen, un ick bün wedder up de Been sprung'n."

„Na, swach wär't ober doch man," sagte die Mutter.

„Ach, ji Fronslüt snackt man immer över dat Drinken und nich över denn Dost. Man mutt to Tieden 'n Lütten genehmigen."

„Jo, Jung, 'n Lütten kann woll af un an nich schaden, aber dat brukt doch nich gliefs öbern Dost to sien." Sie brachte ihm einen Teller mit Ochsenaugen vors Bett. „Da, un nu pleeg di!"

„Na, de will ick doch mol kosten — ja, Mutter, to Tieden ward de Dost ober immer gröter, je mehr man drinkt."

„Dat sind slechte Tieden! — Du kannst hüt obend bi denn Storm nich to Hus, Mile, to, leg di in de Stuw op 'n Bett. Ick pack mi denn op 'n Sofa."

„Nee, nee, ick will op 'n Sofa liggen; ick will di dien Bett nich nehmen, Mutter."

„Quassel nich immer dorgegen, to, leg di to Bett, du verkeulst di sünst! Du harst di gornich erst wat ansleupen brukt. Marsch!

To Bett, to Bett!
Wer 'n Liebsten hett!
Wer keen'n hett,
Möt ok to Bett!
Nimmt sick de Katt in' Arm,
De slöpt ebenso warm!"

„Mutter, ick hew ja 'n Liebsten."

Aber unbarmherzig trieb die Mutter sie hinaus. „Ick will di bald helpen! Rut!"

Mile nahm wieder ihr Kleid auf und ging. An der Tür drehte sie sich noch einmal um.

„Du, Hein, sing mal 'n büschen!"

Und Hein sang:

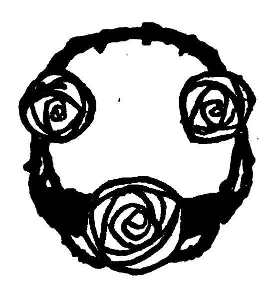
„Drum lütten Deerns mokt mit de Mod,
Ehr s' jüch verölllern deiht
— — — — — —
— — — — — —"

Und in dieser Nacht legte sich der Sturm.



Krischan Kattun

Skizze in Hamburger „Missingsch“



Jeide Minsch hat ja sein' Stern, ünner den er geborn' ward; mein war 'n richtigen vergold'tn aus Blick. Der hung nämlich vörn vör unse Dör. „Gasthaus zum Stern" stünn da ünner, aber die meisten Lüd nannten es „Räukerbaud zum krumm'n Kringel." Kann ja sein, daß er 'n bischen verbogen war, aber 'n Stern war das da draußen vor unse Dör, und kein Kringel!

Verbogen haben mich denn die Lüd all mein Lebtag genannt; verbogen oder: 'n Happen dumm!

Das konnt aber blot daher komm'n, von wegen den Stern, un denn, daß ich zu spät gekommen bün. Ich wär nämlich binah 'n Sonntagskind un 'n Hochtiedskind worden. Aber ick käm um eine halbe Stunde to spät.

Wie das sick zugetragen, erzähl ich später mal, wenn ick so 'n ganzen lütten in de Kist hab. Denn klingt das besser.

Da ich aber 'n anständigen Minschen bün, weiß ich, was sich schickt, und da kümt zuerst die Vorstellung. Wie ich heiß, wissen Ihr schon un, um es gleich zu sagen: ick wär Droschkenkutscher, bin es aber längst nich mehr.

Wenn ein Minsch schlecht makt warden will, denn muß er sich verheiraten, un will he sick vörstelln, möt er seine Hochtied vertelln. Un das will ick.

Kinners, Ihr kennt alle die greune Kirch, nich? die da draußen, wo Georg sank; ick mein: von das Pferd gefalln is, als sonne Schwanzeidechs es in seine Fesseln biß.

Aber da steiht nu die Kirche und in diese Kirche sind wir getraut: „Mein Herz is noch jung“, und ick — —

Ick bün nämlich auch 'n bischen recht spät to 'n Frau kam'n. Sie war schon an die Fünfzig ran, aber sie sagt mir immer: „Mein Herz is noch jung!“ Un das hat sie so oft gesagt, daß ich sie nu all nich anners nennen tu.

Ich weiß noch bis heut un düssen Dag nich, wie ich eingtlich dazu kam, so viel Minschen auf mien Hochtied zu sehn. Alles wär schwart vull Minschen, die ganze Borgeschstrat rup, un ründüm bei die greune Kirch. Ick hatt woll vorher af un an, wenn ich so'n kleinen Duhndje hatt, auf Straß eine große Bußpredigt halten, aber dat kümt doch

nich drop an! Aber was geht die Minschen meine Hochtied an?!

Na, Korl Beerbom, was mein Knecht war, un der auch woll mal mit fahren mußt, wenn es hild war, der hatt sich sein' niegen Rock antrocken, mit blanke Knöp un grot witte Fausthanschen an, wenngliek es an ein' warm'n Herbstdag wär. Die beiden Appelschimmels machten sich ornlich kröhnsch vorn Wagen. Un der sah auch nich mehr aus, wie so'n olle Droschke. Korl Beerbom hatt ihn fein mit Gurlands ümsneurt — he wär sünst aber kein Sneuernmaker, sondern 'n drögen Minschen — un de Peer hatten auch Blaumen an'e Sternbänners um die Rosetten.

Höllsch fein säg dat alles ut. „Mein Herz is noch jung" sagt zu mir: „Du, Krischan, dat kommt mir grad so für, as wenn wir nach 'n Himmel rein fahrn täten."

„Ja," seggt ich, „süh mal, deshalb stehn da auch die Schutzengel."

Sie schürköppt ihre blaubunte Spitzenkapp. „Wo denn, mein Krischan, du meinst doch nich die Schutzlüd?"

„Ja," lach ick ihr grad ins Gesicht. „Ja, süh mal, was die vör'n süße Engelsnauze machen. Dat sünd unsere Schutzengel. Hähähä! Und nu man los, Korl Beerbom, abers fahr mir keine Kinners dod!"

„Hurra! Hurra!“ schreiten da die Kinner. „Krischan Kattun sall leben!“ Das wär schön. Aber da schrieen auch welche: „Krischan Kattun — mit sien olle Kuhn!“ Und grad das wurd immer lauter. Die Kinners kam'n dicht an'n Wagen ran, denn unsere Schutzengel hatten da keine Macht mehr über. Un immer schrieen die Beester: „Krischan Kattun mit sien olle Kuhn!“

Als wir denn auf'n Borgesch war'n, da schoben sie den Wagen so doll, daß meine beiden ollen treuen Appelschimmels nich mehr so snell laufen konnten. Na, un Korl Beerbom, was 'n ganz einsichtigen Minschen war, der haut denn nu auch zwischen die Bande. Die krieschten nich schlecht.

Aber da kriegt ein von die vermaledeiten Flegels die Snur zu fassen, un da schrein un lachen die noch viel doller. Korl Beerbom zieht an seine Peitsche, zieht ümmer döller, aber der Kanallj läßt die Snur von die Peitsche nich los. Korl Beerbom macht „brr! brr!“ zu die Appelschimmels, un die hätten ja gern gestand'n, — aber konnten sie denn? Nee! Die Bengels schoben den Wagen immer döller, krieschten immer lauter, un Korl Beerbom zog an seine Peitsche un rief: „Brr! brr!“ Aber nichs, nichs war da zu machen.

„Mein Herz is noch jung“ sagt da zu mir: „Du, mein lieber Krischan, bedeut' das nu Gutes oder bedeut' das Schlechtes?“

„Sei man nich bang' un fang man nich an zu plinsen, dat bedeut' doch bloß Glück, wenn man so in die Ehe von frohen und frischen Kindern reingeschubst wird. Laß sie man immer schuben, wir wissen woll, was wir haben un was wir kriegen."

Da legt sie ihre große Fust grad auf ihr Herzfleck un schielt mir von die Seite an: „Krischan, glaub mir: mein Herz is noch jung!"

Daß sowas angehn kann, das weiß ich jetzt sülmst, wenn man auch sechzig Jahr alt is, das Herz kann noch ümmer jung sein.

Na, un wir komm'n denn nu bei die grüne Kirche an, un da is die ganze Kirche voll Minschen. Mit Hurra wurden wir in Empfang genommen.

Als „mein Herz is noch jung" ausstieg, da wollten einige von die Hurrajungs ihre lange weiße Schleppe tragen, un dabei kriegten sie sich das Kloppen.

„Wöhlt Ji infamten Stratenköters hier weg!" rop ick, un hau auch gleich mit mein' nagelneu'n Zylinder dazwischen. Die Jungs fliegen aus'nander un reißen dabei „mein Herz is noch jung" 'n großes Stück von ihr schönen witten Sleier kaput.

„O! Krischan, mein lieber Krischan!" rief sie, „wie süht nu dein Bibi aus!? Kuck mal bloß an!"

Ja! Den hatt ich denn bei die Klopperei ganz total verbuhlt. Aber ich dacht, warum soll 'n

verbogen Minschen nich mit 'n verbuhlten Zylinner vor unsen Herrgott treten? Mach ihn zurecht un setz ihn wieder auf. Eine olle Frau, die auch dastand, gab uns denn 'n paar Stecknadeln, und wir stecken auch den Sleier wieder zusamm'n. Un denn: rann an die Krüw! Un wir gehn denn rein.

Drinn war es nich so still, als sonst in 'ne Kirch, die tuscheln alle zusammen un stoßen sich an, als wir reinkomm'n. Aber als dann gesungen wurd, da haben sie alle feste mitgegröhlt. Das wär, wie wenn die Engel in' Himmel sing'n taten — nur nich so billig, denn die Chorjungs kosten drei harte Dahler.

Na, in' groten un ganzen ging das ganz gut ab, wenn auch der Pastor grad als er die Hände über „mein Herz is noch jung" hält, um 'n büschen mehr Ruhe gebeten hat und sie sollten ihn nich in seine Handlung stören.

Als wir wieder rauskam'n, da war'n da noch viel mehr Minschen.

Korl Beerbom hatt in de Tiet das eine Achterrad festbund'n, damit daß die verdammten Jungs den Wagen nich wieder die Appelschimmels auf die Hacken schieben konnten, und denn hatt er noch die ganze Schnur mit greune Seep eingesmeert.

Trüch ging es denn auch besser, die Bengels bilangs den Wagen konnt Korl Beerbom fix ein' mit die Peitsche rüber recken, un wenn sie nach

die Schnur greifen taten, denn rutscht sie ihn' immer wieder weg; dat wär von wegen die greune Seep!

Bloß von hinten konnten sie noch düchtig schuben, un daß das eine Rad schleifen tat, das merkten die Pösels gar nich, un schiebten ümmer döller. Dütmal lachten wir nu, un Korl Beerbom schreit ümmer bloß: „Hü!“ Ganz swebendigen natt war'n die Snösels nachher, aber die haben kein Bucht gegeben, büs de Wagen wieder vör unse Dör stand.

Als ich dunn ausgestiegen war, dunn krieschten und juchten die Jungs, was dat olle Tüch holln wull:

Krischan Kattun
Mit sien olle Kuhn!

„Mein Herz is noch jung“ wurd ornlich fünsch, sie knallt de Dör zu, daß die Finstern zittern, un wull snell reinlaufen. Raatsch! Die Sleep war eingeklemmt un blieb da nu bei hängen. Da fung sie an zu jauln un zu schimpfn: „Ji ulln verdreihten Görn! Ick will jugen Schaulliehrer dat seggen ... huch!“

Wieder käm sie nich, denn von denn Knall mit de Dör hatten die Appelschimmel antrocken, wie sie das so geweuhnt wärn, un da reißen sie „mein Herz is noch jung“ 'n ganz Stück mit, was sie auch spatteln tat, ehr daß Korl Beerbom sie wieder zum Stoppen kriegen konnt.

Na, von dat Gesuch denn, kann 'n sich licht 'n Begriff von machen. Alle kriesch̄ten durchnanner, daß 'n sein eigen Wurt nicht verstahn künn. „Mein Herz is noch jung" jault so lut und sludert so düchdig, daß ich sie reindragen müßt ins Haus.

„Mein Krischan," sagt sie drinn, „mein Krischan, was soll das nu bloß? Hab ich nich alldag zu unsen Herrgott beden, daß er uns Kinner schenken mög. Aber denn hab ich gemeint, he deiht das blot darüm nich, weil wir uns nich richtig hatten insegen loten. Un nu grad muß ich von die Kinner so viel Verdruß un Ägerniß haben. Soll ich nu noch weiter beten?"

„Nee," sag ich zu ihr, „nee, holt man erst damit 'n Tied in. „Viellicht hett 't uns' Herrgott falsch verstahn. Wolln de Sak mal erst aflurn."

Da war denn 'n ziemlich große Hochtiedsgesellschaft, aber die meisten wärn doch man kamen, von wegen dat Supen. An sonn' Tag hat man so viele Freunde un alle wünschen ein' immer bloß Glück, das is, wenn 't man umsünst zu fressen un zu saufen giebt!

Das durt aber nich so lang, wir sitten grad bei Tisch, as de Jungs sik schon wieder wat anners uthockt hatten. Mit 'n mal ging das los: bum! bum! Da smeißen sie mir wieder all ihr alten Scherben vör de Dör. Den vorigten Abend hatten sie schon die ein Türfüllung eingesmeißt.

Na, dat kümmt da nich drop an! denk ich bei mir: je gröter de Leiw, je gröter de Hochtied! Un da war denn auch 'n Barg Leben binn' und buten Hus. Den ganzen Nahmiddag un den ganzen Abend.

Aber dat dicke End kümt nah, heit dat, un so saßen wir auf einmal da, wie mit de Fust opt Oog slan. Wir saßen alle ganz still un hörten zu, denn up einmal käm da sonn' richtigen Männerchor un süng, aber fein: „Wer nur den lieben Gott läßt walten."

„Krischan! Krischan!" schreit „mein Herz is noch jung": „Krischan, de verdreihten Görns, dürfen die denn nu so spotten?"

Die Jungs gröhlten nämlich immer was dazwischen, und das war so:

Wer nur den lieben Gott läßt walten —

„De hett nichs!" gröhlten die Jungs.

Und hoffet auf ihn allezeit —

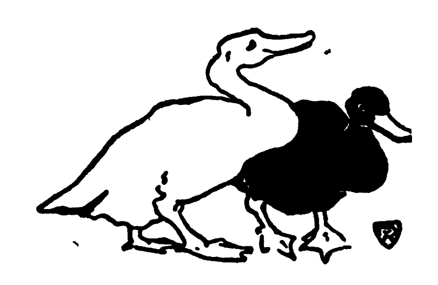
„De kriegt nichs!"

Da bin ich aber aufgesprungen voll Wut, un hab mit sonn' alten abgesappelten Bradenknaken dazwischen gesmissen, daß sie man so aus'nanner störten.

„Mein Herz is noch jung" sitzt ganz still, die Hände gefalten un plinst 'n lütten Strähmel, daß ihr die snapplangen Tranen man immer so die Backen dahlrenn'.

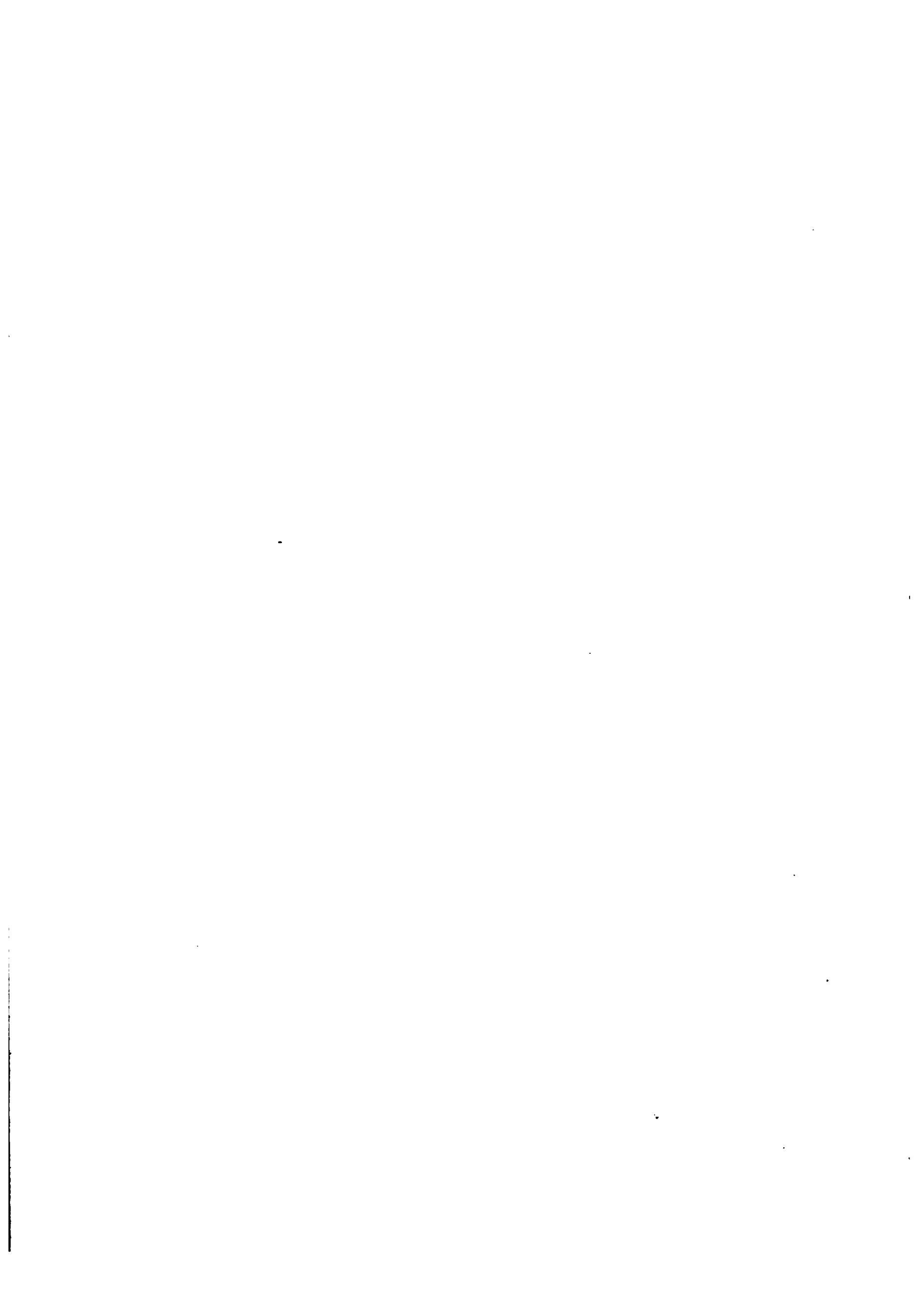
„Sei man still," sag ich zu ihr, „unse Herrgott will sie woll strafen." —

Un denn sind wir bald in de Klapp stegen. Davon 'n annermal.



Das Alleinmädchen

Hamburger Skizze





Gewöhnlich wollen sich die Alleinmädchen nicht zu den „Köksch en" gerechnet wissen, denn sie genießen — nach ihrer Meinung — einen ungeheuren Vorzug: sie brauchen nicht „in hell" zu gehen! Kommt dann noch hinzu, daß die Wäsche „aus dem Hause" ist und die Madam sich wenig um den Haushalt kümmert, so ist es eine gute Stelle. Aber wehe! wenn die geizige Madam nichts vom Kochen versteht — und doch kocht! den Speisekammerschlüssel stets bei sich in der Tasche trägt und dem Mädchen Katzenrationen zumißt! dann: gute Nacht! Es ist nur noch beständig — bei den Mädchen der Wechsel und bei der Madam die Klage über schlechte Dienstboten!

Danach gerechnet hatte es die kreuzfidele Anna bei Vogel sehr gut. Durch einen flotten Milchhandel hatte sich das Ehepaar Vogel einen ansehnlichen Haufen preußischer Taler zusammengescharrt und hochkant gestellt. Als sie endlich genug hatten, waren sie angejahrt, und nun kümmerten sie sich nur noch um ihre leiblichen Genüsse.

Sie mag gern gut und viel essen, was ihr Leibesumfang bestätigt, und er treibt ungefährliche Politik, indem er gern darüber hört, aber nie darüber spricht — es sollen sogar einige solcher Schlauen in unserer Bürgerschaft sitzen! — zudem trinkt er — trinkt Grog; unter vier Gläsern, wenig kleiner als ein Pferdestalleimer, geht er nie heim. Von seinem Ehedreiviertel — denn sie ist weit mehr als die Hälfte! — hat er keine Gardinenpredigten zu erwarten. Sie legt sich um neun Uhr zu Bett und steht um fünf bereits wieder auf, weil sie es einmal so gewohnt ist. Und wenn er mitternachts heimkommt, schläft sie sicher und fest.

Da hat die lustige Anna denn eine Menge Freiheit; wenn sie morgens aus den Federn klettert, ist regelmäßig der Kaffee fertig. Sie kann kochen, was und soviel — ihr Brögam, der Quellwassermann, will. Der wird denn auch immer reichlich satt und hat nicht nötig, von seinem Quellwasser zu trinken, denn er kriegt Bier genug.

In ihrem kleinen Giebelstübchen hat sie es sich sehr gemütlich eingerichtet. Sie kann dort heizen und bringt fast den ganzen Nachmittag nähend und strickend dort zu. Die beiden Alten halten dann ihr ausgedehntes Mittagschläfchen; aber selbst wenn die dicke Madam, vom „Trecken twischen de Schullern" geplagt, durch sämtliche Zimmer wandert, ist Anna oben sicher und allein, denn noch

nie hat während ihrer Dienstzeit einer der Alten einen Fuß auf die Treppe gesetzt, die zu ihrem Zimmer führt. Und das achtet Anna als das Allerbeste an der ganzen Stelle.

Als neulich abends der Herr Vogel noch nicht lange ins Wirtshaus verschwunden war und die Madam vor dem Schlafengehen noch einen Augenblick in die Zeitung kuckte, „üm möd to warden“, drang ein verdächtiges Geräusch an ihre Ohren. Sie horchte auf — da wieder!

„Anna! Anna!“ schrie sie auf, daß das Haus schallte. Da keine Antwort erfolgte, polterte sie hinaus. „Anna!“

„Ja, Madam, ick kom gliek,“ rief Anna von ihrem Stübchen aus.

„Ach so, Se sünd dat. Ick dacht, Se wärn in de Kök. Hem Se denn all opwuschen?“

Anna kam die Treppe herunter. „Nee, het dat son'n Il?“

„Ach nee, nee, ick meen man. Mi wär man op eenmol so bang, ick dacht, dat sick een noh boben rop sleeken har.“

„Nanu! Wat full denn dat vor een sien? Se sind ok manchmol to gruglich.“

„Jo, jo, wenn man öller ward. Na, denn god'n Nacht!“ damit wandte sie sich wieder in ihre Gemächer.

Wer aber glaubt, sie habe sich bald über das

gehörte Verdächtige beruhigt, weil es sich doch aufgeklärt, der irrt sehr. Es ist seit alther bekannt, Fett setzt Melancholie, Furchtsamkeit und böse Träume. Und — was schlimmer ist als alles das: einen felsenfesten Glauben an das wahrhafte Eintreffen dieser Träume!

Während sie die einzelnen Kleidungsstücke langsam und sinnend ablegte, kam ihr die Sache immer verdächtiger vor. „Mi wär doch ganz dütlich, als wenn dor . . . Na, nee doch, ick mutt mi jo verheurt hebben . . . Ober dennoch, dat käm mi so — so geheem vör. . . . Na lot!“ Damit kletterte sie denn doch endlich in das breite, tiefe Daunenbett. — —

Bevor sie einschlief, hörte sie noch Anna laut in der Küche hantieren, die beim Tassenaufwaschen war. Die hatte doch nichts gehört, also konnte es auch nichts gewesen sein.

Das gab denn der Madam Vogel so viel Beruhigung, daß sie sich langsam in einen tiefen, traumreichen Schlaf hinübergleiten ließ. Aber das Vorgekommene gab ihren Träumen eine bestimmte Richtung.

Sie sah eine männliche Person die Treppe hinaufschleichen, sich oben neben Annas Zimmer verkriechen, um, wenn alles zur Ruhe, alle zu ermorden.

Mit einem Schrei sprang sie auf, schlüpfte in

ein halb Dutzend Unterröcke und lief ganz entsetzt in die Küche. Anna war eben mit dem Aufräumen fertig geworden und wollte gerade die Gasflamme ausdrehen.

„Mi is jetzt grad so, as ob dor boben ein' sitt — ick hew't dräumt, un ganz gewiß, Se söln man seihn, dor boben hett sick ein verkropen. Lopen Se doch mol gau hen, un holn mien Mann. Jo, jo, jo! ick lot mi dat nich afstrieden."

„Ah, watt! Madam! Wi süll he denn dor rop komen? Se hem weder wat dräumt, wat in söben Johr nich meuglich is."

„Nee, nee, seggn Se mi nichts. Wo hett mien Mann denn Revolver liggen? Ah, ick weit all!" Sie warf sich auf die Kniee, holte unter dem Kleiderschrank den Nagelkasten hervor und suchte einen alten verrosteten Revolver heraus. Damit pflanzte sie sich dann vor der Treppe auf.

„So, jetzt lot em man komen. Lop man gau hen. Wat is denn eingtlich de Klock? He möt ja woll so wie so bald komen, mien Mann."

„Madam, nu moken Se doch blot keen Opseihn. De Lüd gläuwt jo slieslich, wat Se dräumt hem. Wi bruken keen' Revolver un keen Manslüd wieder, ick goh ganz alleen rop, un Se söln man seihn, dat dor nich mol'n Katt in düstern muschelt. Is jo alls blin' Larm! Ick goh rop."

Aber Frau Vogel hielt sie sehr energisch zurück.

„Nee, nee, dat lied ick nich, Anna, dat lied ick nich! Keen Minsch sall sick in Gefohr begeben. Mien Mann sall ropgohn. Wenn he doch blot bald komen deh. Lopen Se doch eben gau röber.“

„Ach wat, nee, woto denn? De Lüd lacht uns jo wat ut!“ Anna wurde kribbelig. „Ick goh nich röber! Wat sall all de Spektokel, blot wil Se wat Dummes dräumt hem! Ick goh nich! Is jo rein lächerlich. — Wenn Se dat öberhaupt nochmol seggn — denn smiet ick denn ganzen Krom Ihnen vor de Feut! Dat is jo bald grod so, as wenn ick Kerlstüg mit rop nehm! Äks püh!“ Sie spuckte aus vor Abscheu.

„Ober, Anna, Anna, wie könn' Se blot gläuben, dat ick sowat von Ihnen denken doh. Nee, mien Lew nich! Sowat is mi nie in denn Sinn kom'n. — Ober, Anna, Se weeten doch, wenn ick sowat dräum, denn het dat immer wat op sick. Un Se söln man seihn, dat . . . .“

„Nichs ward wi seihn! Un ick mag keen Wort mehr dorvon hörn, dat kümt ein' jo lang ut'n Hals. Wil Se wat dräumt hebben, schreet wi hier Mord! Hahaha! dat is jo tum Piepen! Hahahaha!“ Und Anna lachte, lachte, daß das ganze Haus schallte.

Dies machte die ängstliche Frau Vogel stutzig. Sie ließ den Revolver, den sie bei all ihrem Räsonnieren mit ausgestrecktem Arm auf die Treppe

gerichtet hielt, sinken, und schaute ihr Alleinmädchen mit großen Augen an. Nun kam ihr ihre Situation doch auch etwas komisch vor. Aber ....

Und wie es immer ist, wenn man vom Wolf spricht, ist er nicht weit, was auch vom Vogel gelten kann; denn Herr Vogel kam in die Tür. Nicht etwa, um sich gegen zehn Uhr schon zur Ruhe zu begeben, sondern um sich von seinem eigenen Tabak nachzuholen, denn ihm war die Pfeife leer geworden, und Wirtshaustabak schmeckt bekanntlich oftmals nach Cichorien- und Eichenblättern.

Das plötzliche Erscheinen ihres Ehegatten brachte in Madam Vogel die ganze Traumgeschichte wieder hoch. Atemlos stürzte sie auf ihn los.

„Sühst du woll! Di hett wat ropen! Di hett wat ropen! Hier geiht dat nich mit rechten Dingen to! Hör mol: dor sitt ein' boben, dor hett sick ein' verkropen! Un dat is ganz gewiß. Du möst mol ropgohn, mien Hinrich. Hier is dat Ding, un nu goh mol rop, ick will di lüchten. To, Hinrich!"

Herr Vogel war aber absolut nicht von der Aufgeregtheit seiner starken Gattin. Er nahm weder den Revolver, den sie ihm in die Hand drücken wollte, noch machte er Miene, die Treppe hinaufzusteigen.

„Werkeen sall mi ropen hem? Mien Tabak is all, dat sühst doch. Wenn dor een boben sitt,

denn lot em doch runner kom'n. Wat deiht he dor boben in' Düstern? Worum sall ick erst de Treppen ropklaspern?"

„Mann! Mann! dat du ok nichs versteihst! dor boben sitt ein', de will uns dod moken! all noh de Rieg! dat hew ick dräumt, un dat is wohr!"

„Dat du dat dräumt hest? jo, dat mag woll wohr sien. Ober wi lewt doch noch, also, denn lot em man kom'n. Du büst doch sünst nich so bang."

„Hör doch to! hör doch to, Mann! Ick hew dat nich blot dräumt, ick hew dat jo vörher ok hört! Kannst di to verloten, ick hew dat hört, wi dor ein' ganz lies de Treppen rop slieken deh. Un dorbie is he eemol utglippt! Ganz gewiß! Un dat lot ick mi nich afstrieden!"

„So? Un wo wär Anna denn?"

„Anna wär woll in der Kök, oder sünst wo, se seggt, se hett nichs hört."

„Nanu! Anna, komen Se mol her."

Das Alleinmädchen hatte die Eheszene nicht mit anhören wollen und war in die Küche gegangen, wo sie sich etwas zu schaffen machte. Sie konnte aber alle Worte hören und kam auf den Ruf des Herrn sofort herbeigestürzt, und das durchaus nicht in freundlicher Art.

„Wat denn? Was is nu all weder?"

„Wo hem Se steeken, as mien Fro dat verdächtige Geräusch hörn deh?"

„Ick weet nichs von' verdächtiges Geräusch, dat is jo all Unsinn! Worum frogen Se mi dat öberhaupt, wat? Worum frogen Se mi dat?" Sie fuhr unsanft auf den alten Herrn nieder und hätte ihm am liebsten die letzten zwanzig Haare ausgerissen.

„Mein Gott! ick dörf doch woll frogen."

„Nee! Un dat kön' Se ganz un gor nich! Ick weet ganz genau, wat Se sick dorbi denken! As wenn ick ... as wenn ick son' Mäken wär ..." Tränen erstickten ihre Worte; sie bedeckte ihr Gesicht mit der Schürze und heulte los.

„Na, Anno, so is dat ganz seeker nich meent."

„Loten Se mi tofreden! Ick weet ganz genau, wo Se noh rut willn! Ick bliew keen Dag länger bi Ihnen! Kein Stün'! Sowat dörf ick mi nich gefalln loten! Alls wegen so 'n dumm'n Drom! Ick kann Se anzeigen, weeten Se ok, wat dat is! Ick kann Se bi de Polizei anzeigen, wegen Verleumdung! Se gläuben von mi, dat ick dor ein' mit ropnohm'n hew. Jowoll! gewiß gläuben Se dat! Un ick goh sofort hen! Ick ... ick ..."

„Anno, Anno, mein Gott! nu hör'n Se doch blot mol to! Dorvon seggt doch keen Minsch wat. Moken Se doch man blot keen Dummtüch..."

„Nee, ick lot mi nu nich mehr begäuschen, ick goh! ick goh op de Stell."

„Dat dohn Se nich, Anno! Se weeten doch,

mien Fru de häurt manchmal wat. Dat is jo nu all got un Se blieben weder. Wi könt gern 'n por Dohler toleggen. Ober Se kön mi dat toglöben, an son' Krom hew ick nich dacht." Anna saß in der Küche auf dem Stuhl und wußte sich vor Weinen und Schluchzen kaum zu fassen.

„— Ober — ober gewiß, ick kann mi jo ok irrt hem; seeker is ober doch immer seeker! So, as Anno seggt, hew ick dat jo ok nich meent. Ober ick hew doch wat hört! Un wenn du nich rop gohn wullt, goh ick rop! Ick mutt erst Gewißheit hebben, sunst slap ick nich weder in. Nee, Hinrich, ick lot mi dor nich von afholn!"

„Stin! ick segg di, du letst dat noh. Wat wullt du in de Nachtjack dor noh denn kohlen Bön ropklattern. Mok, dat du in'e Feddern kumst. To, stell di nich an!"

„Ick slop nich in, ick hew keen Ruh ehr, as ick dat unnersöcht hew! Wenn dor doch nichs is, worum sall ick denn nich rop gohn?!"

„Ji Fronslüd sünd doch all 'n Happen mall! Denn gew her, ick will ropgohn."

Da war auch Anna schon wieder aus der Küche da. „Woto denn? Dat is doch de reine Unsinn! Woto denn umsünst de Treppen rop? Js jo Verrücktheit!"

„Se seihn doch, mien Fro giwt nich ehr Bucht, wat sall ick denn moken?"

Mit einem Licht und dem alten Revolver stieg er langsam die Stufen hinauf.

Und Anna stieg ihm erst ein paar Stufen nach, dann lachte sie auf: „Pah! hahaha! dat is jo Dummheit, ha! son'n Unsinn!" Dann lief sie wieder hinunter. Als Herr Vogel dann bald oben war, schrie sie aus Leibeskräften hinauf:

„Krischan! versteek di!"





Im Schneetreiben

Eine Mecklenburger Geschichte





Als Fieken am Brunnen stand, hörte sie ihren Vater über den Hof kommen. Er sang. Das war für sie ein bestimmtes Zeichen, daß er etwas benusselt war.

„Sumri bum
För'n Dreiling Rum,
För'n Dreiling Bier —
Ick mag nich miehr. —"

Sie konnte ihm anmerken, daß er nicht mehr mochte, denn er stolperte über die Steinstufen und fiel nach vorn, mit beiden Händen gegen die Tür schlagend. Endlich fand er den Drücker, und mit einem Wuppdi war er drin und hatte die Tür wieder hinter sich zugeschlagen.

Fieken wischte sich den Schnee, der sich in Brauen und Wimpern gesetzt hatte und unruhig vor ihren Augen flimmerte, fort, strich sich das nasse Stirnhaar hinter die Ohren und sann nach, was dem gnadderigen*) Alten wieder in die Krone

*) ärgerlichen.

gefahren sein mochte. Denn soviel kannte sie ihn: wenn ihn nicht ein äußerer Anlaß trieb, sich den „Tod der Gedanken“ oder „das nächtliche Vergessen“ zu trinken, so tat er's nicht. In solch schwummerigem Zustand liebte er es, pathetisch zu werden, und da kamen denn oft die hübschesten Blüten heraus.

In solch halber Trunkenheit hatte er auch von ihr gesagt, ihre Tugend reiche bis an die Wolken.. aber wenn's regnet? setzte er tieftraurig hinzu. Sie sei das frömmste Mädchen im ganzen Dorf, aber sie dürfe nie in die Kirche gehen! Warum nicht? Auf jedem Stuhl hätten schon Dirnen gesessen und darum müsse der Past'r erst einen nagelneuen Stuhl für sie anfertigen lassen. Und dann hatte er wohl hundertmal die Warnung für sie: „Smiet di nich weg, Fiek, sünst kümmst unner de Feut!“ —

Warum ihr nur gerade jetzt dieses Gedröm einfiel! Sie fühlte eine eigene Angst. Gewiß würde doch heut noch, oder morgen, der Jürden mit seinem Vater sprechen. Gewiß! und was hatte sie zu fürchten? Einbildung, reine Einbildung wieder mal — und doch! Seit dem Sonntag wurde sie die Furcht nicht los — in jeder Kleinigkeit sah sie das Unheil nahen, hinter jedem Wort witterte sie einen Stich, jeder scheue Blick war ihr eine Verdammung...

„Fiek!“ scholl es vom Hause her. „Fiek!“

„Nu ja doch, ick kumm all."

„Man nich so lartschig!*) Wie dat bitten Deelnschürn sall ick di woll noch bie helpen? — De Oll hett ok wedder 'n Lütten weg."

Die Mutter, eine kräftige, vierschrötige Person, stand in der geöffneten Haustür. Ein breiter Lichtschein drängte durch die Öffnung in das nebligte Schneetreiben. Dumpf, schwer klangen die Worte und hallten weit hin. Die dichte Luft ließ den Schall nicht aufkommen.

„Fiek, ward't bald?" Die Frau strich sich mit beiden Händen über das schwarze, krisplige Haar.

Nun trat das Mädchen in die Helle. An der Tragt trug sie zwei gefüllte Eimer; auf dem Wasser schwamm eine starke Schicht aufgelösten Schnees, die bewies, daß die Eimer schon lange gefüllt sein mußten. Auch Haupt und Schultern des Mädchens waren dicht verschneit.

Mit den Händen umklammerte sie fest die Ketten, daran die Eimer hingen. Das bleiche Gesicht war zu Boden gewandt und der Mund herb geschlossen.

„Wo stickst du denn so lang? Immer liggst jetzt in de Ecken, wie de Uhl bie Dag. Wat hest denn?"

„Nichs."

*) schleppend.

„Na, is ok gliek. Nu man mit de Kök fertig, dat mi de Oll ut de Stuw rut kummt.“

Schweigend trat das Mädchen seitwärts ins Haus, um mit der Tracht nicht gegen die Pfosten zu stoßen. Dann folgte schweigend die Mutter und schloß die Tür.

Leise pfiff der Wind fort in den Bäumen. So eng alles und heimlich sonst; eine Stille, bei der einem ist, als hörte man das lautlose Fallen des Schnees... Toller wirbelten die Flocken. Mit leisem Prickeln schlugen sie gegen die Scheiben und kletterten daran in die Höhe.

Drinnen lag Fiek am Boden und scheuerte und schrubbte die rote Mauersteindiele. An einigen Stellen waren Vertiefungen ausgetreten, darin stand nun das schmutzige Wasser, und gerade da hinein rutschte sie mit den Knieen. Endlich bemerkte sie's. Sie setzte sich in die Hucke und strich die feuchten Röcke, dabei über die eigene Unvorsichtigkeit den Kopf schüttelnd.

Sie trug auch zu schwer daran. Summend, warnend, furchtbringend ging es ihr unaufhörlich durch den Kopf. Was würde der Vater sagen, wenn Jürden kam und um sie anhielt? Und er würde kommen! Natürlich! er war ein ehrlicher Junge. Aber „von de Gräflichen een?“ würde der Vater fragen. „De Gräflichen“, das war so ihr Spitzname, weil sie die ersten waren im Dorf,

die ersten an Geld, Vieh und Land, nicht zuletzt auch an Stimme und Macht in der Gemeinde. Da gab's denn viele, die den Müller beneideten. Ihr Vater, der ärmliche Holzfäller, an der Spitze.

Die Mühle gehörte eigentlich dem Grafen, der da weiter hinaus auf seinem großen Gute wohnte. Sie war „gräflich", der Müller hatte sie nur gepachtet, und schon Jürden war das Pachtrecht zugesprochen, jetzt, vor kurzem.

Aber das war es eigentlich alles nicht, was sie so quälte. Ganz tief in ihrem Innern war als ein dunkler, drohender Schatten die schreckliche Möglichkeit erwacht, daß er... nicht kommen, den Vater nicht fragen... sie... ach!... nicht ausdenken wollte sie's! Nein! das wird er nicht tun! er nicht, Jürden nicht!! Nein, das durfte er nicht...

Für diese Simuliererei hätte sie schon halb aufscheuern können. Zu toll! Sie raffte sich auf, stieß im Übereifer den Eimer um, was aber weiter nicht schadete, und schrubbte nun drauf los, was das Zeug halten wollte.

„Herrgott, Diern, du makst ja hier de reine Swemmbud! Bist du 'n Driew! — Nu holl di man 'n bitten ran, de Oll gnaddert in ein Tour."

Die Mutter hob sich die Röcke ein wenig und trat ans Tellerbrett, um etwas herunter zu langen.

„Wat hett denn Vadder?" wagte Fiek leise zu fragen.

„Wat weit ick! He drömt un zaustert*) dor veel von: denn Gräflichen sien, un: all de Mäkens vernarrn. Mag de Deusching weiten, wat he meint!“

„Hm... all de Mäkens? —“

„Von di hett he ok watt, ick war nur noch nich recht klog ut em.“

Warum fuhr es ihr nur wieder so durch! Vom Nacken auf stieg eine brennende Röte über ihr Gesicht. Sie beugte sich tiefer über den Wassereimer und schlug sich mit der nassen Hand direkt vor die Stirn. An den vornüber hängenden Haaren tropfte das Wasser nieder... Sollte es nun doch kommen?... Wieder die dumme Einbildung! Daß sie keinen Augenblick Ruhe fand! — Sprach er denn nicht immer von ihr, wenn er angeheitert war? Na, und die Gräflichen kamen ihm ja überhaupt nicht aus dem Sinn. Also unnötige Angst. Am besten, sie wurde hier fertig, daß der Vater in die Küche konnte, und ließ sich dann überhaupt nicht vor ihm blicken.

Aber — falsch gerechnet.

Als sie in die Stube kam, um den Vater in die Küche zu schicken, legte er seine schwere Hand auf ihre Schulter und zog sie näher ans Licht.

„Ah! kiek an! dat is ja uns' Fieking. Nu

*) lispelt.

kumm mal 'n bitten miehr in de Sünn'. Segg mal, Diern — du sühst bannig bleek ut — kennst du denn Gräflichen sien Jung? Ick mein denn ‚jung'n Herrn', aber dat is ja doch man blot noch son'n richtigen Muleſel. —"

Fieken sah ganz und gar nicht mehr blaß aus. Das Blut schoß ihr ins Gesicht, die Zähne biß sie knirschend zusammen, und um die Mundwinkel zuckte es herb, wie im Krampf.

„Na, du blöhst ja wie 'ne Ros'. Segg doch eenfach: nee!"

„Kenn'n? — — Ja, Vadder..."

„Sieh an! Dat har ick nich glöwt! — Denn weeßt woll ok noch 'n bitten miehr von em? Weeßt up'n Piek, wur he utsüht?"

„Hm — —" Ihre Hände griffen nach der Schürze und knüllten sie zusammen. Ihre Augen, krankhaft das Weiß hervorkehrend, starrten abwärts auf die Lampe.

„Segg mal, he hett doch swatte Oogen, hier ganz nah an de Näs' hett he 'n Plecken und sien Bort rückt und smeckt immer na feines Salateul? Nich? Dat warst doch ok weiten? — — Fiek!!"

Mit donnernder Stimme schrie er die Sinnende an. Seine starken Hände umspannten ihren Arm, und mit tödlich-grimmigem Blick schaute er sie an.

Sie durfte nicht sagen, daß sein Bart nicht nach Salatöl roch und daß er keinen Flecken an der Nase

hatte, alles das hätte sie ja verraten. Sie stöhnte nur unter seinem eisernen Griff und blickte mit unendlichem Weh, leidend, hilfeflehend zur rußigen Decke auf.

„Ick — — — ick weit nich, Vadder — —“

Da trat die Mutter ins Zimmer.

„Nu, wat is denn hier los? dat süht mi ja ganz komisch ut. Lurwig, lat de Diern mit Freed'n, se hett noch to dohn.“

„Ji Frugenslüt speelt all unner ein Deck.“

Aber er ließ sie doch, trappte mit seinen schweren Stiefeln in der Stube auf und ab, blieb dann am Fenster stehen und trommelte gegen die Scheiben.

„Hest Lebberwust, hest Lebberwust, hest Lebberwust nich seihn?“ brummte er vor sich hin.

„Du weißt ja woll wieder nichs wie sticheln un schimpen. Nee, hüt abend giwt Schinken. Di deiht't ja ok nödig, dat du man wedder to Besinnung kümmst, nu sühst ja de Fleig för 'n Nachtuhl an.“ Die Mutter faßte ihn am Arm und wollte ihn mit hinaus in die Küche zerren: „Nu kumm man, Lurwig, dat wat in'n Liew kriegst.“

Fiek stand noch immer am Tisch, ein paarmal hatte sie tief aufgeatmet; am liebsten wäre sie hinaus gerannt, aber sie sollte ja die Stube aufscheuern. Wenn doch der Vater bloß erst fort wäre!

Da kam er wieder auf sie zu und sah ihr scharf, durchdringend in die Augen.

„Fiek! — Fiek! — Du kennst denn Gräflichen sien doch nich, wat? — Segg!“

Gleich kam die Mutter dazwischen und zog ihn zurück. Daß ihre Tochter mit dem Müllersohn lief, davon hatte sie längst Wind bekommen.

„Wat sull se em nich kenn'n. Denn kennt doch jede.“

„Nee! Kein von de fule driwt: All Mäkens wie Melk, kein süht em swatt.“

„Nu spreek di doch blot mal ut, wat wullt du, wat meinst du, wat hest du gegen em? An di rad'n denn Düwel sien Fürhun'n sick kolt.“

„Wat ick hew? — Hm — nichs, rein gor nichs. — De Jung, de Mulesel, de löpt hier man blot in'n Dörpen rümmer, fein uptakelt, so recht as: sühst mi woll! — De Dierns kiekt sick de Ogen ut'n Kopp nah em, all to Hop'n*), un he — na —

Et stun'n söben Stiern am Heben
Un lüchten so söt dör de Nacht — —
Und da kam ein fein' Graf mal gegangen,

na — un de hett se all in de Tasch steeken —“

„Nu holl man up mit dien Gebreih.“ Die Mutter wollte ihn vor sich her zur Tür hinausschieben, doch er wehrte sehr energisch ab und schritt wieder ans Fenster. Da stand er nun, beide Hände in den Hosentaschen, den Kopf gesenkt, daß der dunkle Bart sich auf der Brust ausbreitete.

*) alle: der ganze Haufen.

„— Un denn Gräflichen sien makt dat ok so ... he bitt*) de Äppel erst an un smitt se denn ünnern Disch ...“

Fiek bebte am ganzen Körper, ihre feuchten Hände ballten sich zusammen. Die Brust keuchte unter schwerem Atem und mehrmals tat sie den Mund auf, um dreinzureden.

„Vadder — — —!“ rang es sich endlich der Bebenden von den Lippen.

Der hörte gar nicht drauf, er fuhr fort in seiner abgebrochenen Weise vor sich hin zu reden.

„All fallt's drop rinn, nu is he bie de rieke Schulten ...“

„Dat ... Vadder ... dat is nich wohr!“ Mit hochrotem Gesicht ist sie ein paar Schritte auf ihn zugelaufen.

„... nu is hei bie de rieke Schulten, un uns' Fieking — — hett em all hatt ...“

„Nee, nee! Nee!!“

„... dor is he all över weg pett ...“

Die Mutter stand hoch aufhorchend am Tisch, das war ihr gänzlich neu. „Dorvon hew ick nie wat hürt. Dat hebt's di vörlogen.“

„... Uns Fieking is all affdahn ... Smiet di nich weg, sönst kümmst ünner de Föt! hew ick immer seggt. Nee: se hangt sich son Nobelschee**)

*) beißt. **) noblesse oblige.

um'n Hals un strampelt em mit de Bein an'n Harten —."

„Vadder, he is nich — — he geiht nich mit de Schulten! Dat — dat sind Lögen!"

Mochte Fiek noch so schreien, mochte sie ihrem Vater es ins Gesicht sagen, daß sie mit ihm ging, mochten ihr die Tränen in die Augen treten: ihn rührte es nicht. Erregt tappte er kreuz und quer durchs Zimmer, daß es von den Wänden widerhallte, und mit immer dumpfer werdender Stimme sprach er fort:

„Gestern vonabend hebt's em seihn — mit ehr, mit denn rieken Schulten sien, dor buten, ganz buten in 'ne Wildnis... bie de Kapell, dor ganz vörn, wo dat so rinner geiht na't Gewölw. He — un mit ehr —."

„Nee, Vadder, dat is lagen!!"

Nun stand er plötzlich dicht vor ihr still, hob langsam sein rotes Gesicht und blickte sie strafend an. Bis ins Innerste traf es sie. Erzitternd erkannte sie aus seinen verzerrten Zügen den mächtigen, schonungslosen Zorn, der in ihm wütete.

„Sooo? — Weißt du dat? — Wär he viellicht gestern bie di?!"

Er war dicht an sie herangetreten und sein glühendes Gesicht berührte fast das ihre.

„N... n... nee." Schnell griff Fiek nach ihrer Schürze und schluchzte und weinte auf.

Die Mutter, die sich bald vor Schwäche niedergesetzt hatte, bald vor Unruhe wieder aufgesprungen war, aber kein Wort dazwischen zu sprechen sich getraute, aus Angst, sie möchte die Sache nur schlimmer machen, fühlte sich vom Mitleid zu ihrer Tochter überwältigt und trat zwischen beide.

„Du büst hüt ganz un gor dwatsch.*) Gah weg! Du bringst de Diern so in 'ne Angst."

Doch der Vater stieß sie unsanft beiseite und seine Sprache wurde nur noch kräftiger, lauter, brüllend.

„Segg, Fiek, wann is he toletzt bie di wesen? He? — Segg!!" Er schüttelte sie derb am Arm, daß sie wie eine Puppe hin und her schleuderte.

„Segg! ick will't weiten!! He? — Wann wär he bie di?" Er holte mit der schweren, eisernen Faust zum Schlag aus. Als ob Fiek ihn schon erhalten hätte, so schoß sie zusammen.

Doch schon hatte sie die Mutter fortgerissen. Sie beschützend, stellte sie sich mit ihrem breiten Körper vor die Tochter.

„Lurwig! besinn di, wat du deihst."

Der Vater aber ließ sich in seinem Zorn nicht mehr halten. Er faßte um die Mutter herum und packte seine Tochter an den Haaren. Mit einem Aufschrei sank sie in die Kniee.

„Kein Slag, segg ick di! Lurwig, kein Slag

*) verrückt.

deihst du ehr! Dat is mien Kind! Un wenn du nich miehr weist, wat du deihst, denn mut ick för se optreden. — Kumm Fiek, gah nah Stien-Tanten*) rümmer. He ward ja woll noch mal wedder to Besinnung kamen."

„Ja! rut ut mien Hus! Rut mit de Diern! Un so lang ick noch mien Knaken rögen kann, kümmt'se mie nich in de Döhr."

Die Mutter hatte die heftig weinende Fiek vom Boden aufgehoben und führte sie nun hinaus. Auf der Diele strich sie ihrer Tochter das Haar glatt.

„Sie man still, Fieking, dat is alls nich so slimm. He het nu mal sien Tourn'n, mußt em dat wieder nich nahdregen. — Segg Stien-Tanten, ick käm vonabend noch rümmer."

Damit verließ Fiek, noch immer weinend, das Haus. —

Da stand sie nun, mitten im tollsten Schneetreiben, ohne Kopfbedeckung, ohne Schultertuch, mit zerzausten, halb aufgelösten Haaren, nassen Händen und tränenfeuchten Wangen. So war es mit einer Ausgestoßenen; so schrecklich, o unsäglich schrecklich war ihr zumut. Wenn doch der Schnee dort Schwefel und Feuer wäre und sie hier zu einer Salzsäule, wie einst Lot's Weib, oder zu einem Eis- oder Steinklumpen erstarrte. Nur tot sein! tot!

*) Tante Stiene = Christine.

Kein Gefühl mehr haben, keine Scham fühlen, keinen Schmerz, keine Furcht...

Die gefalteten Hände vorne schlapp herabhängend, das Haupt tief auf die Brust geneigt, schritt sie lautlos fort durch den hohen Schnee.

Als sie auf die Straße kam, spielte der Wind mit ihren leichten Röcken und den losen Haaren. Schnee legte sich auf Schultern, Haupt und Arme. Ihre Holzpantoffeln waren schon nach wenigen Schritten vollgewatet. Zuerst drang noch Schneewasser durch die dünnen Strümpfe, bald aber wurden ihre Füße kalt wie zwei Eisklumpen; sie spürte das Holz nicht mehr unter der Sohle, ihr war es, als trete sie mit schweren, eisigen Füßen in den weichen, flaumigen Schnee.

Wo wollte sie denn hin?

Sich besinnend, stand sie still. So, zu Stien-Tanten. Ja, da war sie aber schon vorüber. Sollte sie umkehren? Ach, dann der die ganze lange, ekle Geschichte vorkohlen — morgen wußten es da alle im Dorf. — Irgendwohin mußte sie doch. Sterben, ja, wenn sie das könnte. Aber — vielleicht war es doch bloß alles Lüge?... Gewiß, es konnte gar nicht anders sein. Jürden...? — Nein, nie und nimmer!

... So bestimmt den Ort aber anzugeben.. Ha, wenn sie dahin... ach, es war ja so weit. — Nein, nein! nichts zu weit, um sich Gewißheit zu

verschaffen. Sie könnten auch heut abend da sein; gerade! Denn heut würde da niemand vorüber kommen.

Nun kam Bewegung in ihren Körper. Sie band das Haar in einen Knoten, damit es ihr nicht immer ins Gesicht schlug, und fort waren Kälte, Schmerz und Tränen! Das letzte Häuschen hatte sie schon hinter sich, weiter draußen kam nur noch ein einsames Gehöft, bis dahin zogen sich die Scheunen. Kalt, tot, furchterweckend zog sich die lange, schwarze Wand dahin.

Plötzlich fuhr sie heftig zusammen vom raschelnden Geräusch in einer Maueröffnung. Es war ein Steinkauz, durch sie aufgeschreckt, schwang er sich mit schweren Flügeln auf das Dach. Dann schrie er heiser, unheimlich auf.

Immer dichter wirbelten die kleinen feinen Flocken hernieder, alles ringsum in ein bleiern Grau einhüllend. In dem kleinen Holz, in das sie eingebogen, erkannte sie kaum die Baumstämme rechts und links. Die nebelgrauen Zwischenräume schienen wie schmutzige Kalkwände, nur wo die dickeren Stämme standen, Öffnungen lassend für eine weite, dunkle Ferne.

Unermüdlich schritt sie fort.

Hier in der Nähe waren am Tage die Holzfäller tätig, auch ihr Vater. Schon mehrere Male war sie gegen umliegende Baumstämme gelaufen.

Wieder stolperte sie und verlor dabei einen Pantoffel. Doch was machte es ihr! Zum Suchen hatte sie keine Zeit. Nur fort! nur hin nach der Kapelle! Wenn jetzt unter der Schneedecke ein Stein oder ein Stück Holz lag und sie den Fuß darauf setzte, so empfand sie doch ein taubes Schmerzgefühl, daß ihr jedesmal die Kniee einzubrechen drohten.

Gespenstisch pfiff der Wind durch die kahlen Baumkronen, die Äste schurrten leise aneinander, manchmal ein Knacken und Brechen, als stürze einer nieder. Öd, finster, einsam war es hier; deutlich vernehmbar schlugen mit leisem Prickel die kleinen, eisigen Flocken gegen Baumrinden und dürre, an abgebrochenen Zweigen hängende Blätter.

Das Gehölz hatte sie hinter sich. Nun ging es eine Strecke auf der Chaussee fort, dann links den allmählichen Abhang hinunter, bis zum Hügel, worauf die Kapelle stand.

Schweigend, tot, weltfern lag das weite Feld rings um sie. Nichts war zu sehen als das dichte Nebelgrau, kein Baum, kein Steg, keine Straße; nur an einer frischen Fahrrinne in der fußhohen Winterdecke erkannte sie die Chaussee.

Brennend glühten ihre Wangen von dem schnellen Laufen. Die Augen waren fast zugeschneit, so dicht hatte sich der Schnee in Brauen und Wimpern gesetzt. Auch den zweiten Pantoffel hatte sie fallen lassen, um hier auf der glatten Straße nicht

ungleich zu treten. So ging es im tiefen Schnee viel schneller auf Strümpfen vorwärts.

Schon war sie am Hügel, doch vor den dicht fliegenden Flocken sah sie die Kapelle nicht. Dieser Hügel war ausgehöhlt und im Innern befand sich das Grabgewölbe, gerade unter der kleinen Kapelle. Sie mußte ganz herum laufen, um zu dem Eingang zu gelangen. Hier war ein hufeisenförmiger Ausschnitt aus dem Hügel gemacht und an der entstandenen Wand ein breiter Stollen bis ins Gewölbe getrieben. Erst in etwa zwei Meter Tiefe befand sich ein eisernes Gitter, und davor sollte der Platz sein, wo sich Jürden mit der Schulten getroffen hatte.

Leise, vornübergebeugt, schlich Fiek durch das wilde, kahle Gestrüpp. Die Haare waren ihr längst wieder aufgegangen und hingen nun nach vorne herunter. Hoch klopfte ihr das Herz, mit den Händen griff sie seitwärts in die knackenden Sträucher.

Endlich war sie am Gang. Zitternd, voll Spannung sah sie hinein und war nur noch mehr erschrocken über das, was sie erblickte. Das Gitter war offen und hinten im Gewölbe schimmerte Licht. Einen Augenblick zauderte sie, doch dann schlich sie vorsichtig hinein, immer weiter, tiefer, dem Gewölbe zu.

Den Särgen gegenüber stand eine Bank, über der große Kränze mit Schleifen hingen. Und

darauf... darauf saßen zwei... ein Mädchen — jetzt lachte sie, gewiß! es war Rieke Schulten — und... er! — er? — nein! nein! — Sie drohte umzusinken und fuhr mit der Hand an der feuchten Wand nieder. — Nun wandte er sich um und sein Gesicht wurde halb beleuchtet, sie erkannte ihn; es war der Sohn des richtigen Grafen! Den hatte ihr Vater gemeint. Den wirklichen — nicht Jürden...

Erleichtert atmete sie auf. Die Angst war zu groß gewesen, so war ihre Freude um so lauter.

Da hörte sie dumpf, dröhnend die Stimme des Grafen: „Ich glaube, wir werden belauscht."

Er sprang auf und riß sein Gewehr von der Schulter.

„Wer da?" Dumpf hallte seine Stimme wider.

„Wer da?! — Antwort! oder ich schieße!"

Was sollte Fiek in der Angst anfangen? Sich aufraffend, rannte sie hinaus. Da sah er ihr Kleid aufwehen und — ihr nach.

Draußen schützte sie schon das dichte Schneetreiben. Links und rechts war nichts zu erblicken. Voll Wut stieß er einen Fluch aus.

Doch dort — links — den Abhang hinauf klimmte etwas Dunkles — es mußte ein Mensch sein. Frisch knallte er darauf los. Er hatte sich nicht geirrt... ein leiser, unterdrückter Aufschrei drang zu ihm, dann war es, als glitt dort, nach dem

Weg hin, etwas hinunter, doch es blieb alles still. Er wollte der Bande das Lauschen schon abgewöhnen. Wer es gewesen war, würde sich ja morgen zeigen.

„Son'n verdreihten Jung! Dor sölt nu de Öllern sick nich an argern. Vadder, ick will se friegen,*) oder ick gah di von Hus un Hof! Da! un nu süh to, wie du dormit t'recht warst. — Un so batz vörn Kopp seggt he't ein'n. — Na Bleß! kannst di all wedder nich miehr bargen? Beruhig di man, wenn nich ut de Oogen kieken kannst, ick kann't ok nich."

Die letzten Worte richtete der Alte an seinen flotten Braunen, der schellenbeladen vor dem Schlitten herging. Er aber saß allein im Schlitten und sprach mit sich selbst.

„Wur is denn blot im ganzen Dörpen 'n Kierl wie Jürden? Nich ein! Kierl wie'n Liecht. Un just de letzt mut he sick utseuken. Is ja 'n ganz stramme Diern, aber van wegen" — er rieb die Finger zusammen — „nich ein Penn. — Denn rieken Schulten sien, dat wär' so wat. — Aber, jawoll! achterut kratzt de Heuhner! Dat ward sick alls so achtern Rücken afkatert..."

Der Braune stand plötzlich still und blies die

*) heiraten.

Nüstern auf, ein Schütteln lief über seinen Körper, er steckte den Kopf tief zwischen die Vorderbeine.

„Bleß! Den Düwel ok! ick sall di woll ierst de Nucken utdrieben. — Züh! — züh! — Nu, war't bald? Kumm, ick will di nahhelpen.“

Er zog den gedrehten Kantschu unter seinem Sitz hervor, ließ ihn zweimal pfeifend durch die Luft kreisen und klatschend auf den schnaubenden Braunen niedersausen.

„Di will ick danzen lier'n! Du warst di doch woll geben, und wenn 't mien Knaken kost't! — Immer schenk in!“ Und von neuem fielen die Streiche auf den Rücken des Pferdes.

Das aber trat nicht einen Schritt vorwärts. Es setzte sich ordentlich fest und schüttelte sich nach jedem Streich, daß die Mähne flog. Fauchend strömte sein dampfender Atem aus den faustgroßen Nüstern steil auf den Boden nieder.

„Dat 's nich slecht! Het di dat Grugen*) packt! Hier bi de Kapell sall dat jawoll spuken. Na, Bleß, mak mie man nich mit bang. — Hm. Sull dor woll son Knakengerüst ut'n Gewölw kamen sien un sick uns in'n Weg legt hebben? Dat is uns Herrgott sien Wark ok nich. Ick möt jawoll rein mal tauseihn.“

Er hüllte sich aus seinen Decken und stieg aus

*) Grauen.

dem Schlitten. Beruhigend klopfte er seinem Braunen den Hals, vor dessen Füßen nichts als eine kleine Schneeanhäufung zu sehen war. Er sah sich auch nach der Kapelle und dem Gewölbe um, aber es war absolut nichts zu entdecken. Keine weißen und keine schwarzen Geister. Nichts war zu hören, nichts zu sehen.

Aber das Pferd beruhigte sich immer noch nicht. Da beugte sich der Müller vor und griff in den Schneehaufen. Wie er da sogleich ein Bein faßte und freidedte, schrak er doch etwas zusammen. Dann wühlte er den Schnee ganz auf und erkannte ein Mädchen.

„... Hm ... up Söcken, nichs up'n Kopp, flusige*) Hoor — hm — de kann doch nich so mit von baben dal sneit sien."

Er faßte sie bei der Schulter und schüttelte sie. Und obgleich er sich wohl denken konnte, daß sie sein Rufen nicht hören würde, rief er doch.

„Pst! — Lütt! stah mal up. Dat muß nich an di hebben. De Saak kann doch nich schön sien, hier in denn tollen Snei to liggen. — Na, denn mut ick di ja woll rein 'n bitten helpen."

Mit kräftigen Müllerarmen griff er zu und trug die Bewußtlose an das Licht der Schlittenlaterne.

---

*) fliegende, aufgelöste.

„Kiek! süh an! — Diern, wat hest makt? — Hm — na, da ward sich Jürden frein, wenn ick di vonabend gliecks mitbring; ick sull man bloßen anfragen bi dien Öllern. — Aber wie ick di mitbring, da ward he sick woll nich öber frein. — Na, toiersten ist't Tiet, dat ick di in't Hus bring."

Er packte die Erstarrte in alle Decken, die er bei sich hatte und setzte sie in die linke Ecke des Schlittens. Dann faßte er seinen Braunen beim Kopf an und wandte ihn behutsam um.

„So, Bleß, nu geiht't to Hus, nu smiet de Bein mal 'n bitten weg. Weißt, wi hewt Ihl, grote Ihl!"

Er setzte sich in den Schlitten, griff zur Leine, und flott ging's fort, der Mühle zu.

Weithin tönte das laute Schellengeläut durch das nächtliche Schneetreiben. — —

Sonntag war's.

Ein wunderbarer Wintermorgen. Fußhoher Schnee und starke Kälte. Scharfe, frische Luft und klarer Himmel. Auf allem lag wie eine weiche, flaumige Decke die weiße, glitzernde Winterlast. Weiß, weiß alles bis zur Blendung.

Die ganze Jugend des Dorfes war auf den Beinen; hier wurde sich geklütert,*) dort ein Schnee-

*) geschneeballt.

mann gemacht. Alles kreischte und juchzte durcheinander. Als die Glocken zu läuten begannen, lief alles nach dem kleinen Holzhäuschen, denn das war ihr besonderes Sonntagsvergnügen, daß sie dem Küster Dierich am Strang ziehen halfen.

Auf dem Turm der kleinen Kirche hätte die Glocke keinen Platz finden können, und deshalb hat man ihr ein kleines Häuschen daneben gebaut. Dumpf dröhnte ihr Klang auf dem Boden fort. Ihr mahnender Ruf wurde in jedem Hause gehört.

Wenn die Kinder mit ziehen halfen, mußten sie allemal einen Vers dazu singen, und da sie gehört hatten, daß Fiek am Freitag abend mit durchschossenem Oberschenkel gefunden worden war, so setzten sie ihren Namen ins Totenlied.

Im Chor sang die kleine Bande:

„Hürt up! hürt up! de Klocken lüden,
Dat sall uns' Fiek denn Dod bedüden,
Dat fleiht so weh, so week, marod;
Denn se is dod,
Se is nu dod.
Kummt Kinners, lat uns beden."

Da kam des Müllers jüngste Tochter, „son'n lütt Nahkömmling", und schrie zwischen die Singenden: „Ji leigt! Dat is nich wohr, Fiek is nich dod!"

Nun ward die Schar erst auf die Kleine aufmerksam. Sie trug einen Muff. Herr im Himmel!

son'n Ding durften sie nicht einmal streicheln. Erst ein lustiges Lachen, dann stimmten sie den Spottvers an:

Jette mit de Muff het Flöh und Wanzen,
Jette mit de Muff het scheife Bein,
Jette mit de Muff kann gor nich danzen,
Lett sick nich för'n Dreiling seihn."

Aufgeregt lief die Kleine zu ihrem Vater.

„Vadder, se seggt, Fiek is dod."

„De sall de Deuschjing hal'n!"

„Se is nich dod, Vadder?"

„N — nah, gah man mal rinner un frag se sülms."

Als die Kleine in die Stube trat, war Fiek nicht alleine; ihr Vater ging, die Hände auf dem Rücken zusammengelegt, unruhig auf und ab.

„...Ick mein man blot — brugst mi dat nich wieder — na, öbel to nehmen, dat ick — so wat to di seggt hew — so wat nich Passendes. — Süh, ick kunn dat ja ok nich weiten. — — Ha! So ist't: De ein snackt*) von de Wind- un de anner von de Watermöhl."

„Ja, ja, is ja got, Vadder. Ick war di dorum nie ein Wurt seggen. Is jo nu ok alls voröber. — Ick glöw, dat sull alls so kamen, sünst harst du't mit Jürden..."

„Na, nee, nee — warum denn nich? — Et is

*) spricht.

ja wohr, 'n lütten Piek hew ick immer up jem hatt. Aber, warüm... dien Bein deiht doch nich miehr so weh?"

„Nee, Vadder; ick mug upstahn."

„Pst! man nich so iewerig!*) Dat mußt nu all so hennehmen. — Na, Gott sie Low un Dank, dat't nu doch so wiet is."

„Ja. — Na Liening, du steihst ja so trurig da, as ob di de Heuhner dat Brot wegpickt harn. Kumm mal her." Sie zog die Kleine dicht ans Bett und legte den Arm um sie.

Bald Fiek fragend ins Gesicht schauend, bald beschämt vor sich niederblickend, wagte sie endlich die Frage: „Fiek, bist du —?" Es kam ihr aber doch ein bißchen komisch vor. „— de Göhrn seggt, du bist dod."

„Lat's, mien lütt Liening, denn lew ick grad noch lang."

Da trat Jürden in die Stube und faßte die Kleine gleich beim Arm.

„Wist du maken, dat du rute kümmst. Fiek sall sick doch nich rögen."

„Ach, lat's man, Jürden, ick hew se giern. Ick rög mie all nich, un einen will ick doch giern hier hebben. Du..."

„Mienenwegen behöll se hier. Ick bliew nu ok 'n bitten. — Segg mal, wat heft denn hier?"

*) eilig.

Er zeigte auf einen kleinen Fleck dicht unter ihrem Auge, und beugte sich immer tiefer über ihr Gesicht, bis seine Lippen die ihren berührten. Beide wurden über und über rot.

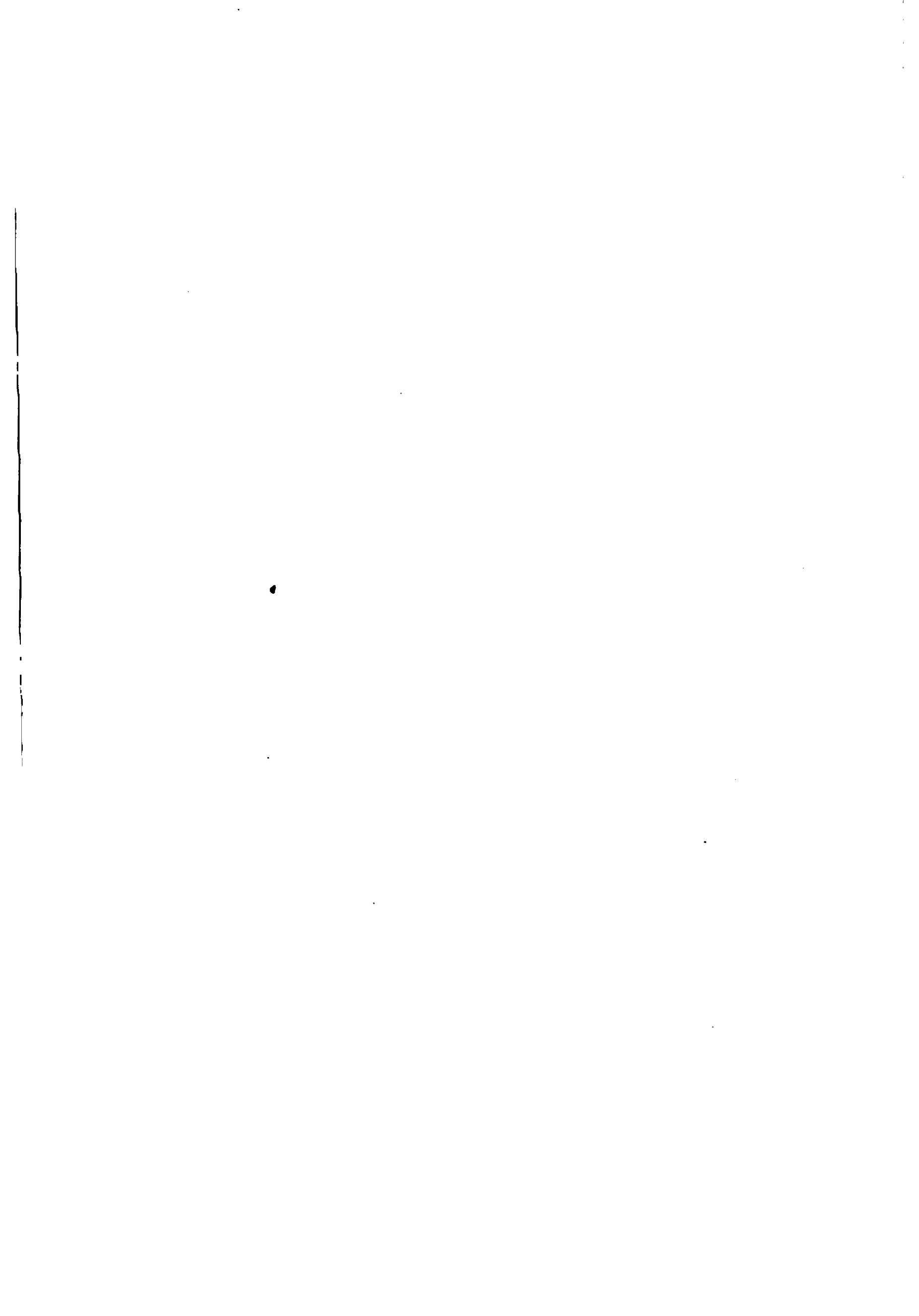
Fiek barg gleich ihr glühendes Gesicht an den frisch-kalten Wangen Lienes und küßte ihr innigst Stirn und Lippen.

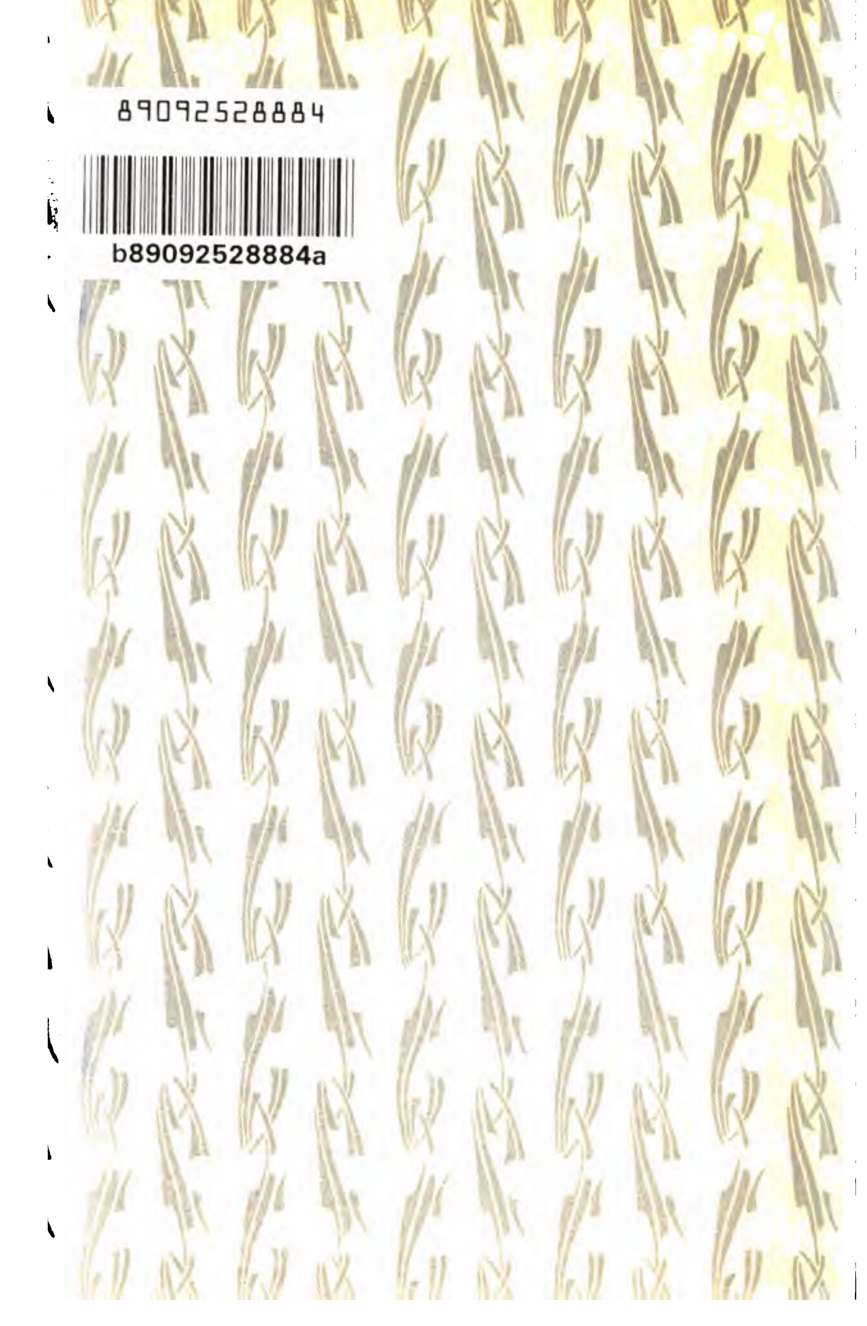
„Du, wat wiert, Jürden?“ fragte Liening.

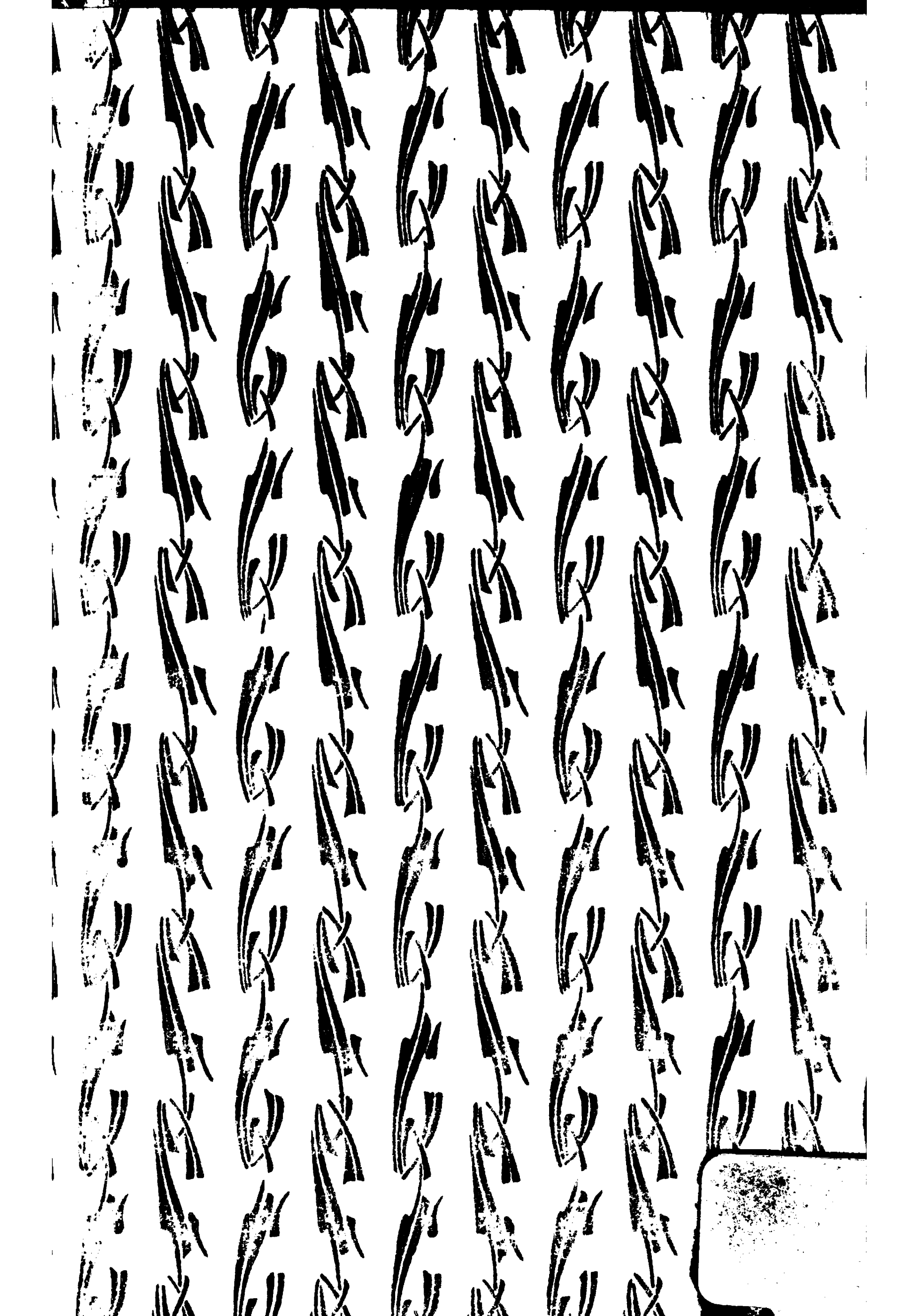
„Ach, nichs — nichs von Bedühdung.“ Er faßte aber dabei nach Fiekes Hand und drückte sie fest in der seinen.

... Hell leuchtete der Schnee ins Fenster der großen, sauberen Bauernstube. Aus der Ferne drang Schellengeläut herein; dann zitterte ernst der Klang der Betglocke durch den Wintermorgen.










Gutenberg-
Verlag